Google

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Google

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter http://books.google.com durchsuchen.

Hiſtoriſch-politiſche Blätter

für das

katholiſche Deutſchland.

Des Jahrgangs 1891

Zweiter Band.

Hiſtoriſch-politiſche

Blätter

für das

katholiſche Deutſchland

herausgegeben

von

Edmund Jörg und **Franz Binder.**

(Eigenthum der Familie Görres.)

Hundertundachter Band.

München 1891.
In Commiſſion der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
DEC 8 1969

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
I.	Neues zur engliſchen Reformationsgeſchichte . .	1
II.	Skizzen aus Venedig . . . . . IV. Architekturbild der Stadt.	27
III.	Ein proteſtantiſcher „Hitze“? . . . . . (Paul Göhre.)	42
IV.	Eine Biographie des General Gordon . . .	51
V.	Zeitläufe . . . . . Die päpſtliche Encyklica vom 17. Mai und der Staats-Socialismus.	63
VI.	Hiſtoriſche Miscellen . . . . . I. Walafrid Strabo. II. Czerny über den Bauernaufſtand in Oberöſterreich.	75
VII.	Das neueſte Anſtürmen gegen den Katholicismus in Ungarn	81

		Seite
XXXIII.	Zur Geschichte Irlands am Ende des vorigen Jahrhunderts . . . . . 1. Schaukelpolitik der englischen Minister. Verstimmung der irischen Nation.	401
XXXIV.	Schutz der Wöchnerin in der christlichen Vorzeit .	419
XXXV.	Wilhelm Hammer von Neuß . . . . . Ein Dominikanermönch aus der Reformationszeit.	429
XXXVI.	Aus den ersten Jahren der preußischen Gesandtschaft beim heiligen Stuhle	439
XXXVII.	Die fleißigen Franziskaner von Quaracchi . .	452
XXXVIII.	Zeitläufe . . . . . Die neuen Erscheinungen in der Lage der äußern Politik. I. Dreibund und „Zweibund."	458
XXXIX.	Eine große Geschichte des dreißigjährigen Krieges (O. Klopp.)	470
XL.	Dr. Eck und das kirchliche Zinsverbot . . . III. Tractatus de contractu quinque de centum.	473
XLI.	Zur Geschichte Irlands am Ende des vorigen Jahrhunderts . . . . . 2. Religiöser Fanatismus. Verschärfung der Gegensätze unter den politischen Parteien.	497
XLII.	Der ungarische Parlamentarismus . . .	511
XLIII.	Dr. G. E. Haas' „Giftblüthen"	530
XLIV.	Zeitläufe . . . . . Die neuen Erscheinungen in der Lage der äußern Politik. II. Italien im Dreibund.	535

V.

Zeitläufe.

Die päpstliche Encyklica vom 17. Mai und der Staats-Socialismus.[1])

Den 24. Mai 1891.

Vor 25 Jahren hat die liberale Welt noch gelächelt über das „Gerede“ von der Arbeiterfrage. Jetzt ist sie zu einer Erscheinung geworden, die Niemand mehr kalt lassen kann, soweit die tausendjährige Cultur der Menschheit reicht. Ein schlagender Beweis des hohen Ernstes der Lage ist die Thatsache der feierlichen Ansprache Seiner Heiligkeit an die katholische Christenheit über die Arbeiterfrage an sich schon. Sie tritt gewissermaßen aus dem Rahmen solcher Encykliken heraus, und wenn auch Leo XIII. die große Frage des Tages bereits früher gelegentlich berührt hat, so hat doch weder er, noch einer seiner Vorfahrer jemals ein socialpolitisches Programm unter seine Autorität gestellt. Er hat dem Drange der Noth nachgegeben, auch lange überlegt, und von keiner Seite wird dem Meisterwerke, das seine eingehenden Studien zusammenfaßt, der Respekt versagt.

---

1) Das Rundschreiben „Rerum novarum“ ist inzwischen mit autorisirter deutscher Uebersetzung, wie gewöhnlich, bei Herder in Freiburg erschienen.

Reich des Lichtes die Arme des Vaters sich ihr entgegenbreiten, strecken von unten aus dem Reich des Dunkels die Hände der Apostel sich nach ihr aus voll unendlicher Sehnsucht und unbezwingbaren Heimweh's.

In der That kein Mangel an großen Conceptionen und gewaltigen Gedanken in diesem Meisterwerk; dabei eine coloristische Meisterschaft, welche nicht mehr blos den Glanz und das Leben der Farbe wiederzugeben und auszunützen weiß, welche die Farbe in Gluth und Flamme setzt, welche die Farben in Gedanken und Affekte umschmilzt. Und doch, würde man Bellini's Madonna aus S. Zaccaria neben die Assunta rücken, es könnte keinen Augenblick zweifelhaft sein, welcher von beiden die Krone gebühre im Punkte der eigentlich religiösen Auffassung. Was letztere anlangt, so kann der große und wesentliche Unterschied zwischen beiden einfach so formulirt werden: Bellini überträgt seine aus dem Reich der Wirklichkeit und Menschheit herausgebildeten heiligen Gestalten in's Uebersinnliche und Uebernatürliche; Tizian überträgt das Uebersinnliche und Uebernatürliche in's Reich des Wirklichen und Menschlichen; dort werden Gedanken und Gefühle aus dem Diesseits in's Jenseits emporgehoben, hier werden sie aus dem Jenseits in's Diesseits herabgezogen.

XIV.

Das neueste Anstürmen gegen den Katholicismus in Ungarn.

(Schluß.)

Der neuernannte Cultusminister Albin Graf Csaky war der Vertrauensmann und, wie man damals (1888) allgemein annahm, der präsumtive Erbe Tisza's, wenn dieser eingefleischte Calviner sich dereinst vielleicht denn doch genöthigt sehen würde, das Präsidium niederzulegen.[1])

Vollständige Unkenntniß bezüglich der Aufgaben eines Cultusministers in Ungarn, dabei der platteste Liberalismus und eine an Manie grenzende Abneigung gegen die katholische Geistlichkeit charakterisiren diesen Herrn, dessen erste Schritte auf dem ihm neuen Gebiete jedem Hellersehenden nur zu deutlich bewiesen, daß er, wahrscheinlich in gerne übernommenem Auftrage seines Protektors, des damals noch allmächtigen Tisza, Streit mit der katholischen Kirche suche.

Die ersten Kraftproben: eine von Trefort ererbte Differenz bezüglich der Tyrnauer katholischen Lehrerpräparandie, und

---

1) Daß Tisza wohl wußte, wen er in's Ministerium bringe, zeigt ein Blick in den Gothaer Almanach. Csaky's Mutter ist eine geborne Baronin Pronay, seine Schwiegermutter war eine Baronin Vay. Nun ist aber ein Baron Pronay der Obercurator der ungarischen, besser gesagt: slovakischen Lutheraner, und ein Vay, derzeit zugleich Präsident des Oberhauses, Obercurator der ungarischen Calviner! Uebrigens besitzt Graf Csaky das Großkreuz des St. Gregorius-Ordens.

XV.

Aus Anlaß der Scenen von Bethlehem.

Welches ist im heiligen Land der Stand der Dinge? Das Ansehen Frankreichs, der protegirenden Vormacht der römischen Katholiken im Morgenlande, ist seit den gewaltigen Niederlagen im Kriege von 1870 überaus gesunken; wir haben darüber während der Expedition nach Tyrus 1874 Erfahrungen gemacht. Dazu kommt in neuerer Zeit die Hinneigung Frankreichs zu Rußland, welche glauben macht, man werde auch in religiöser Hinsicht nachgiebiger sein. Allein, ist gleich die republikanische Regierung durchaus katholikenfeindlich, so erklärte doch schon Gambetta: „Der antiklerikale Kampf ist kein Exportartikel". Man möchte das französische Ansehen durch Fortübung des Protektorats im Orient aufrecht erhalten! Das einzig Tröstliche bei diesen Vorgängen ist für uns Deutsche, zu sehen, daß Frankreich und Rußland doch von gegenseitiger Verständigung oder gar von einem Bündnisse noch weit entfernt sind. Der französische Botschafter in Stambul, Graf de Montebello, legte gegen die Uebergriffe der orthodoxen Fanatiker entschieden Verwahrung ein, ja ließ sogar ein Wort von „Verlangen seiner Pässe" fallen, soll aber nun, seltsam genug, abberufen und gerade nach St. Petersburg versetzt werden.

Auf seine Protestnote gab der Sultan, wie verlautet, die einfache Erklärung ab, der seitherige statusquo sei aufrecht zu erhalten! Damit ist aber nichts gedient, denn

ruſſiſchen Blättern bisher von den Vorgängen in Bethlehem keine Meldung geſchehen darf, als ob man ſie nicht zu verantworten wiſſe. Wir erachten, es ſei ein entſcheidender Wendepunkt eingetreten, wo der franzöſiſche Proteſt vom öſterreichiſchen und deutſchen Botſchafter [1]) mit aller Kraft unterſtützt werden muß, und obige Forderungen von den vereinigten Protektoren ihrer nationalen Glaubensgenoſſen durchzuſetzen wären, ſoll einmal bleibender kirchlicher Friede werden.

Dr. S.

---

1) Unſere Väter haben ſich ſeinerzeit ſchon an das Haus Habsburg um Abſtellung des Mirakelfeſtes mit dem hl. Feuer gewendet, welches heuer wieder ſo ſkandalös als möglich begangen wurde, und einen der letzten Paſcha's, welcher neben dem europäiſchen Geſandtſchaftsperſonal von der Gallerie der Grabrotunde zuſah, zu dem Ausrufe bewog: Cela me fait l'effet du Robert le diable, représenté de la grande Opéra de Paris. Vor Zeiten äußerte bereits der Proteſtant de Bruyn (Voyage II, 259): „Gibt es auf der Welt Aberglauben und übelverſtandene Andacht, ſo findet man ſie bei den Griechen". Von pöbelhaften Mönchen iſt die Rede, welche wie der Moſkow uns Franken für Heiden erklären, mit der Begründung: „unſer Taufwaſſer ſtinkt!" Bei ſolcher Stimmung wundert man ſich nicht über Scenen, wie kürzlich in Bethlehem.

XVI.

Zur älteren Volksliteratur.

Himmelstraße und Seelentrost: Werk und Verfasser.

Wie sehr die wissenschaftliche Behandlung der Lehr- und Erbauungsliteratur des 15. Jahrhunderts, welche mit dem Aufkommen der Druckkunst mächtig erblüht, im Rückstand ist. ergibt sich aus der näheren Untersuchung über die Verfasser, sowie über den Inhalt und die Verbreitung der in der Ueberschrift genannten Lehr- und Erbauungsbücher. Wer weiß Sicheres über die Autoren, ihre Lebenszeit und Lebensverhältnisse? Suchen wir Versäumtes nachzuholen. Wie so oft liegt auch hier das Material zerstreut und verborgen, bis glückliche Umstände es zusammenfinden und zu einem vollen Bilde zu gestalten vermögen.

1. Lanzkranna, Himmelstraße.

So berühmt dem Namen und einigen ausgezogenen Stellen nach die „Himmelstraße" sein mag, jenes „für die Sittengeschichte und den Bildungszustand des 15. Jahrhunderts höchst wichtige Buch" [1]), so unbekannt blieb ihr Verfasser Stephan Lanzkranna, von dessen Lebensumstän-

---

1) Gefficken, Bilderkatechismus S. 106 der Beilagen; auch Janssen I, 33 nennt die Himmelstraße eines der wichtigsten Bücher für die Sitten- und Bildungsgeschichte des 15. Jahrhunderts, und meint, eine neue Ausgabe, mit Ergänzungen und Erläuterungen aus anderen gleichartigen Schriften versehen, wäre sehr wünschenswerth.

„ist ein Geistlicher; darum die unwilligen Seitenblicke auf die weltliche Literatur, auf die Geschichten von Parzival und Herzog Ernst, und auf das Volksepos, auf Dietrich von Bern und verwandte Sagen, durch deren Lektüre die Seele weder Trost noch Beruhigung finde; darum auch die heftigen Aeußerungen gegen den im Volke herrschenden Aberglauben. Er ist aber ein deutscher Geistlicher und von seiner Werthschätzung der deutschen Sprache gibt Nr. 74 ein schönes Zeugniß. Soll ich meine Ansicht über das Alter des Buches sagen, so glaube ich nicht, daß es früher als in den Anfang des 15. Jahrhunderts gesetzt werden darf."

Merzdorf, Bibliothekarische Unterhaltungen (Oldenburg 1844) behandelt S. 1—15 eine Oldenburger Handschrift, welcher er den Titel gab: Van den tyn Geboden Godes. Der Schreiber dieser Handschrift nennt sich selbst Everzen und vollendete seine Abschrift 1407. Merzdorf, welcher mehrere Proben mittheilt, ahnte nicht, daß er den „Seelentrost" vor sich hatte, wie der Beginn darthut: Libellus iste est collectus de dyversis libris, de Biblia, de passionali u. s. w.;[1]) einen Verfasser kennt er dann auch nicht, ebenso wenig die Druckausgaben.

Der Autorname steht längst fest, scheint aber für die große Welt vergessen gewesen zu sein. Der fleißige Jesuit Hartzheim gab 1747 zu Köln seine Bibliotheca Coloniensis heraus, in welcher er die Schriftsteller sammt ihren Werken verzeichnet, soweit dieselben zur Kölner Geschichte in Beziehung stehen. Die Schriftsteller folgen sich alphabetisch, und so steht S. 188 zwischen Michael von der Ketten und Monhemius: JOANNES MOIRS Coloniensis vivebat saeculo XV.

1) Merzdorf gibt außerdem Nachrichten über eine Seelentrost-Handschrift in Wolfenbüttel, welche mit Dederichs Kerstenspiegel (Delf ohne Jahr, aber bei Snellaert) und einer Incunabel: Van den vruchten des lydens Leyden, Severson c. 1500 zusammengebunden ist.

Ausgaben von Joh. Moirs' Seelentroſt.

1. 1474 Köln bei Joh. Kölhoff; einziges Exemplar in London. [1])
2. 1478 Augsburg bei Ant. Sorg; Ex. zu München; Ulm; Leipzig; Salzburg.
3. 1478 St. Martensdijk bei Pet. Werrecoren.
4. 1479 Utrecht bei G. L. (Leempt?) Ex. im Haag, in Hamburg, München.
5. 1483 Augsburg bei Ant. Sorg; München, Berlin, Hamburg.
6. 1484 Köln bei Ludw. van Renchen; Ex. in Göttingen.
7. 1484 Harlem bei J. Bellaert; Ex. im Haag.
8. 1485 Zwolle bei Pet. van Dos; Ex. im Haag.
9. 1489 Köln bei Joh. Kölhoff; Ex. in Hannover.
10. 1491 Zwolle bei Pet. van Dos; Ex. im Haag.
11. 1498 Delf (?) bei Heinrich von Homberg.
12. 1500 Antwerpen bei Gottfr. Back.
13. 1522 Köln bei Servais Kruffter; Ex. in Köln, Muſeum.
14. 1523 Köln bei Servais Kruffter; ehemals bei Kloß. [2])

F. Falk.

---

1) Zu 1. Im brit. Muſeum (großer und kleiner Seelentroſt) früher Aſcher in Berlin. Cat. des livres rares. L VIII S. 211 Nr. 3306. Anzeiger für Kunde der deutſchen Vorzeit 1866. S. 309. — Zu 2–9, 11, 15: Geffcken S. 48, 49, 110. Hain 14581—14583. — Zu 3, 4, 7, 8, 10, 11, 12: Campbell, Annal.; Holtrop. Cat. — Zu 6: nicht 1483 wie Geffcken S. 110 hat. — Zu 11: Ennen S. 84. — Zu 12: Gräſſe Trésor VI, 340; Du Puy de Montbrun Recherches bibliogr. p. 26, 34. — Zu 13: Weller Suppl. 1 S. 27 Nr. 239 aus Norrenberg S. 26. — Zu 14: Katalog Kloß 4189.

2) Eine Ausgabe 1529 (bei Kruffter) muß auf einem Verſehen Geffckens S. 110 beruhen.

XVII.

Zeitläufe.

Ein Blick in's socialdemokratische Lager; die Hände und die Programme.

Den 24. Juli 1891.

Man kann im Zweifel seyn, welches der zwei neuesten Ereignisse mehr Zeitungspapier verbraucht hat: die Verlängerung des Dreibundes oder die Münchener Rede des Herrn v. Vollmar vom 1. Juli über die Socialdemokratie unter dem „neuen Cours", im Zusammenhang mit der Versetzung in Anklagezustand, welche die Fraktion in Berlin als Parteileitung über den Führer der süddeutschen, insbesondere der bayerischen, Socialdemokratie verhängt hat. Man könnte hienach allerdings meinen, daß in der Partei die Tage der strammen Herrschaft von Berlin aus gezählt seien, und das Gros der Partei nach drei Spielarten auseinander gehen werde: in ein Centrum unter Bebel und Liebknecht, den „Alten", in einen rechten Flügel unter Vollmar mit den „Opportunisten" und einen linken Flügel mit den thatenlustigen „Jungen".[1])

---

1) Auffallender Weise ist das eigentliche Haupt der Berliner Parteileitung bei dem ganzen Streit nicht aus dem Hintergrund hervorgetreten. Aber das große jüdische Organ in Wien (vom 8. Juli d. Js.) trägt sich mit dem Gedanken der Secession.

wie handelten sie zu jener Zeit? Damals sprang vor Allem Hr. Bebel, der bisherige Führer der „gemäßigten Richtung", auf die radikale Seite und für die Pronunciamento's gegen die Fraktionsmehrheit ein. „Kein Wort des Mißfallens und der Unzufriedenheit erhob sich, als die socialdemokratischen Abgeordneten gegen die Bismarck'sche Socialreform stimmten; als sie sich bereit zeigten, für eine Regierungsvorlage, die Dampfersubvention zu votiren, regnete es Proteste, das Steinchen kam in's Rollen und die Frankfurter Erklärung formulirte das schärfste Mißtrauensvotum gegen die parlamentarische Vertretung".[1]) Hr. von Vollmar, der übrigens stets als der radikalste unter den Führern gegolten hatte, soll für die gegnerischen Parlamentler den Ehrennamen der „Wassersuppendemokraten" erfunden haben. Jetzt steht er als ihr Sprecher da.

Bei der Richtung der sogenannten „Jungen" wirkt augenscheinlich die Besorgniß mit, durch das fortgesetzte „Parlamenteln" müßte die Partei von den bürgerlichen Vertretern angesteckt und der revolutionäre Charakter der Führer abgeschliffen werden. Der vielgenannte „Genosse Werner" hat sich darüber offen erklärt: die „Alten" seien eigentlich er und seine Freunde, denn „sie stünden auf dem Standpunkt, welcher vor dem Socialistengesetz, vor der Zersetzung der Partei durch so viele bürgerlichen Elemente maßgebend war; sie wollten Socialdemokraten seyn und keine Socialreformler".[2]) Der gleichgesinnte Dr. Wille hatte schon voriges Jahr in einer Wählerversammlung gesagt: das Parlamentiren habe die Fraktion den bürgerlichen Parteien zu überlassen, ihrerseits habe sie nur zum Fenster hinaus zu sprechen und in agitatorischem Sinne zu wirken, nicht aber hohe Politik zu machen und Arbeiterschutzgesetze zu betreiben.

---

1) „Wochenblatt der Frankfurter Zeitung" vom 14. Juni 1885; Wiener „Vaterland" vom 14. Juni 1885.

2) Berliner „Vorwärts" vom 2. Juli 1891.

angerufen, zunächst für Produktivassociationen mit Staatshülfe. Schon Bismarck verstand dann den Staatssocialismus anders.

Als der so lange Jahre geheim gehaltene Marx'sche Brief erschien, wurde vielfach angenommen, daß damit die jetzigen Führer in Verlegenheit gebracht werden sollten, weil sie 15 Jahre hindurch ihren Anhang auf ein innerlich unwahres Programm bewußter Weise verpflichtet hätten. Aber Bebel und Liebknecht hatten eben noch einen Freundesbesuch bei Hrn. Engels in London abgestattet, und obgleich das Parteiorgan mit der Sprache erst nach längerem Zögern herausrückte, so kam man doch bald hinter den wirklichen Zusammenhang. „Uns ist viel wahrscheinlicher, daß die Publikation im Einverständniß mit den Berliner Machern erfolgt, und daß auch das lange Schweigen sich nicht aus Bestürzung, sondern aus dem Wunsche erklärt, erst einmal zu hören, wie die Sache unter den Genossen wirken würde. Wir glauben, daß Bebel und Liebknecht die Frage der Programm-Revision in Fluß bringen und die Partei von den politisch-demokratischen Eierschalen befreien wollen, die ihr von ihren früheren persönlichen und finanziellen Beziehungen zu der bürgerlichen Demokratie noch anhängen. Zudem scheint damit gegen die schon lange in's Wanken gerathene Autorität Lassalle's ein Todesstoß geführt zu seyn".[1]) Vor 15 Jahren zählte er eben noch vielleicht mehr Verehrer, als der bekannte Abgott der Liberalen; Vorsicht war daher geboten.

Uebrigens hätte ein Rückblick auf die Verhandlungen des Congresses zu Halle vom 15. Oktober v. Js. sofort genügt, um den fraglichen Zusammenhang errathen zu lassen. Hr. Liebknecht hatte damals schon bei seinem Referat über die Programmfrage die geheime Marx'sche Kritik vor Augen, war auch mit ihrem Grundgedanken völlig einig. Denn wenn er, um ein Beispiel von dem „Hineinwachsen in den Zukunfts-

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 18. Februar 1891.

ſtaat“ zu nennen, ein ander Mal ſagte: bei der wachſenden Macht der Gewerkſchaften in England könnte „im Falle eines politiſchen Umſchwungs die Arbeit in allen Werkſtätten und Betrieben mit Einem Schlage genoſſenſchaftlich und ſocialiſtiſch organiſirt werden,“ [1]) ſo wäre das ja nichts Anderes, als die „revolutionäre Diktatur des Proletariats“. Dieſelbe als „Endziel“ im Programm auszuſprechen, wird aus guten Gründen, wie bisher, ſo auch ferner unterlaſſen werden. Aber gleich die erſten Sätze der Liebknecht'ſchen Rede ſind augenſcheinlich eine Entſchuldigung des Gothaer-Programms gegenüber den Marx'ſchen Vorwürfen:

„Das bisherige Programm, das 1875 auf dem Congreß zu Gotha aufgeſtellt wurde, ſei ein Compromißprogramm, da damals der (Laſſalle'ſche) ‚Allgemeine deutſche Arbeiterverein‘ und die ſocialdemokratiſche Arbeiterpartei, die ſogen. Eiſenacher, ſich vereinigten. Unter dieſem Compromißprogramm ſei ſelbſtverſtändlich keinerlei Aufgeben von Grundſätzen zu verſtehen, dies ſei bei einer Partei wie der ſocialdemokratiſchen, welche die Aenderung der heutigen Geſellſchaftsordnung bezwecke und ſich auf der nationalöconomiſchen Wiſſenſchaft aufbaue, nicht denkbar. Allein da die Socialdemokratie weder eine himmliſche, noch eine irdiſche Autorität anerkenne, ſo könne ſie auch keinen papierenen Papſt, d. h. kein Programm, als Autorität anerkennen, und zwar um ſo weniger, als die Wiſſenſchaft unaufhörlich fortſchreite. Das Programm wäre im Laufe der Jahre wohl auch, den veränderten Verhältniſſen entſprechend, geändert worden, wenn das Socialiſtengeſetz dies nicht verhindert hätte. Im Kampfe könne man kein Programm ändern.“ [2])

Daß die Entſchuldigung vollgültig iſt, wird Jeder zugeben, der ſich an die heftigen Wortgefechte zwiſchen den

2) Berliner „Germania“ vom 1. November 1890.

1) Bericht der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ vom 17. Oktober 1890.

XX.

Dr. Johann Eck und das kirchliche Zinsverbot.

Einleitung.

Vorliegende Arbeit ſtellt ſich die Aufgabe, Dr. Johann Eck, den berühmten Gegner Luthers, von einem Vorwurf zu reinigen, der ſeit mehr denn 300 Jahren auf ſeiner großen Perſönlichkeit laſtet und noch in der neueſten Zeit von ernſten Geſchichtsforſchern wiederholt worden iſt. Man wirft Eck vor, er habe vor ſeinem Auftreten gegen Luther die Erlaubtheit des Wuchers vertheidigt. Das iſt in der That ein Vorwurf, der, wenn erwieſen, geeignet wäre, einen trüben Schatten auf die große Perſönlichkeit Ecks zu werfen. Ranke z. B. ſchreibt in ſeiner deutſchen Geſchichte,[1]) Eck habe zu Bologna den Wucher vertheidigt. Schmoller ſagt in ſeinen nationalökonomiſchen Anſichten,[2]) Eck habe zu Bologna eine Disputation gehalten, um den Wucher zu vertheidigen. Aehnliche Aeußerungen finden ſich in manchen modernen Geſchichtswerken. — Der ſchlimme Vorwurf iſt indeſſen gänzlich unbegründet. Wir werden das an der Hand der Eck'ſchen Schriften und der zeitgenöſſiſchen Quellen nachweiſen. Ob der Verſuch uns gelungen iſt, wollen wir dem Urtheile des unparteiiſchen Leſers überlaſſen.

---

1) I. S. 436.

2) S. 583.

von Rechtstiteln, nach denen ultra sortem, wie die Fachwissenschaft sich ausdrückte, eine Nutzung (lucrum, usura, Zins) erhoben werden durfte. Ein interessantes Beispiel dieser Art[1]) rührt von Heinrich von Segusia, als Cardinalbischof von Ostia Hostiensis genannt († 1271) her. Es lautet:

> Feuda, fidejussor, pro dote, stipendia cleri,
> Venditio fructus, cui velles jure nocere,
> Vendens sub dubio, pretium post tempora solvens,
> Poena, ne in fraudem legis commissoriae, gratis,
> Daus sociis pompam, plus sorte modis datur istis.[2])

Die Mehrzahl dieser Titel[3]) beschäftigt sich nur mit der Substanz und anderen Nebendingen des Gelddarlehens, einige dagegen z. B. venditio fructus lassen die aufdämmernde Erkenntniß durchscheinen, daß man den produktiven Charakter des Gelddarlehens zur Grundlage von Zinsforderungen machen könne. Im Laufe der Jahrhunderte verdichteten sich diese Zinstitel in die drei bekannten Titel: periculum sortis, damnum emergens, lucrum cessans. Sehr beachtenswerth ist der dritte Titel. Er enthält, ohne daß seine Urheber die volle Tragweite desselben ahnten oder wollten,[4]) die Sanktion unserer ganzen dermaligen Zinspraxis. St. Thomas verwarf diesen Titel[5]) und sein Urtheil blieb selbstverständlich nicht ohne Beachtung. Eine Reihe der bedeutendsten Theologen und Juristen folgten dem englischen Lehrer. Andere dagegen traten für den Titel ein, so ein Hostiensis, Panormitanus, Bernhardin von Siena u. A. Gegen Ende

1) cf. Funk, Geschichte des kirchl. Zinsv., der wir hier wesentlich folgen.

2) Linsenmann, Conrad Summenhart, Tüb. 1877, S. 89, gibt eine etwas abweichende Version.

3) Eine Erklärung dieser Titel siehe Dupin, biblioth. des auteurs eccl. XVIII. siècle II. 426—429.

4) Funk, Zins und Wucher, S. 119 ff.

5) s. theol. 2. 2. qu. 78 a. 2 ad 1.

dann darf er Zinsen fordern. Bedenklicher scheint die Sache zu liegen, wenn es sich um einen armen Schuldner handelt, der nur zu Consumptionszwecken ein Darlehen aufnimmt, was bekanntlich sehr häufig der Fall ist. Man liest oft, daß hier das Zinsrecht ex justitia erloschen sei, weil eine consumptible Sache keinen Ertrag abwerfe. Allein die Consequenz zwingt uns, auch hier ein Zinsrecht anzuerkennen. Ein Kapitalist ist Niemanden, auch nicht dem Armen gegenüber, ex justitia verpflichtet, auf einen Ertrag oder einen Nutzen zu verzichten, dessen nun einmal sein Besitzthum fähig ist. Anders verhält sich freilich die Sache, wenn wir die Liebespflichten berücksichtigen. Es ist nämlich nicht zu leugnen, daß ein Gläubiger mit einem bedrängten Schuldner Mitleid haben muß und ex charitate verpflichtet ist, demselben je nach der Größe seines Elendes den Zins zu ermäßigen, bezw. ganz zu erlassen. Wir anerkennen also ein unbedingtes Zinsrecht, schließen aber zugleich nicht die Verpflichtung aus, dem hilfsbedürftigen Mitmenschen durch Almosen bezw. durch den Verzicht auf eine berechtigte Entschädigung für einen entgehenden Gewinn beizuspringen.

XXI.

Skizzen aus Venedig.

VI. (Schlußartikel.) Torcello.

Haſt du dich müde geſchaut in Venedig, haſt du bis zu einer Art geiſtiger Berauſchung im Garten der venezianiſchen Malerei, in dieſem Garten voll glühender Farben und würziger Düfte geluſtwandelt, haben ſich dir die Sinne abgeſtumpft im Lärm und Getöſe der Stadt, im Wirrniß der Eindrücke, ſehnt deine Seele ſich nach Ruhe und Einſamkeit: dann beſteige eilends meine Gondel und laß dich entführen. Nein, nicht hinüber auf den Lido, wo die letzte Schranke vor der Unendlichkeit des Meeres fällt und man ſich ganz den Schauern ſeiner Majeſtät überlaſſen kann; auch da ſind zu viel Menſchen. Auch nicht nach San Lazzaro, der Niederlaſſung der Mechithariſtenmönche, dem lieblichſten Eiland, welches je weltflüchtige Asceſe gefunden, vielleicht dem lieblichſten Kloſteridyll der Welt. An einen noch einſameren Ort geht die Fahrt, an einen Ort, wo die Seele mit Einem Schlag aller Eitelkeit und allem Lärm der Welt entrückt und in ihre eigenen Tiefen geſammelt und verſenkt wird. Eilends beſteige die ſchmucke Gondel mit den weichen Ruhepolſtern und den blinkenden metallenen Seepferdchen, dem Lieblingsornament der Venezianer, und mit dem hellſchimmernden gezackten Hellebardenſpeer am Schiffsſchnabel, der wie ein Wellenſpalter voranzieht und wie Lichtglanz voranleuchtet. Nirgends ruht es ſich beſſer als auf dem

in Bewegung und leiſe entſchwebt es, wie um den Schlaf der Königin nicht zu ſtören. Aug' und Herz haftet auf den verſchwimmenden Umriſſen, bis das ganze Bild zerfließt und im Meere zu verſinken ſcheint. Da ringt ſich aus tiefer Seele los ein Seufzer des Heimwehs, verbunden mit einem Seufzer der Hoffnung:

Addio Venezia! A rivederci! Gott befohlen, du Einzige, prächtige Seeroſe, ſchöne, duftige Blume der Natur und der Kunſt! Auf baldiges, frohes Wiederſehen!

P. Keppler.

XXII.

Die Straßburger Kirche im Beginn der franzöſiſchen Revolution.

Eine der wichtigſten Aufgaben der neueren gewiſſenhaften Geſchichtsforſchung iſt: fables convenues zu zerſtören. So haben Döllinger und mehr noch Janſſen die Legende von dem durch die „Reformation“ gebrachten Licht und Segen gründlich zerſtört. So hat Lanfrey die Legende von Napoleon I., Baumgartner die von Goethe und Leſſing zerſtört. Felix Roquain geſtand ſchon 1874: „Wir leben ſeit mehr als ſechzig Jahren auf dem Boden einer revolutionären Legende; nachdem die napoleoniſche Legende zerbrochen erſcheint, ziemt es ſich, auch die andere zu zerbrechen und in den von ihr entſtellten Thatſachen die Wahrheit an die Stelle der Fabel zu ſetzen“.[1]) Das

---

1) L'état de la France au 18. brumaire. Paris 1874.

XXIII.

Zum Jubiläum des heiligen Bernhard.

(20. Auguſt.)

Es war vorauszuſehen, daß der Ciſtercienſerorden das achte Säcularjahr der Geburt des heiligen Bernhard auf die würdigſte Weiſe feiern werde. Schon im Jahre 1880 erinnerte der gegenwärtig bedeutendſte Gelehrte des genannten Ordens, Dr. L. Janauſchek, in dieſen Blättern[1]) an das nahende Feſt, indem er zugleich die Veröffentlichung gediegener literariſcher Arbeiten als Weihegabe für 1891 dringend empfahl. Dann bildete das „Jubiläum“ den Gegenſtand von Verhandlungen auf zwei Provincial-Capiteln der öſterreichiſch-ungariſchen Ciſtercienſer. Nachdem endlich Eingang 1887 ſeitens der hiezu beſtellten und aus den Aebten der drei älteſten Stifte Reun (1130), Heiligenkreuz (1135) und Zwettl (1138) beſtehenden Commiſſion Beſprechungen mit den zur Leitung des Unternehmens auserſehenen Ordensmitgliedern Dr. L. Janauſchek von Zwettl und Dr. Benedikt Gſell von Heiligenkreuz ſtattgefunden, wurde im Mai desſelben Jahres 1887 beſchloſſen, daß unter dem gemeinſamen Titel „Xenia Bernardina“ folgende Feſtſchriften erſcheinen ſollten:

I. Eine neue, auf Grund der Vergleichung von öſterreichiſchen Codices veranſtaltete Ausgabe der Sermones Sti. Bernardi de Tempore, de Sanctis, de Diversis.

II. Die Verzeichniſſe der in den öſterreichiſchen Ciſtercienſerſtiften befindlichen Handſchriften.

---

1) Bd. 85, S. 887 ff. Vergl. das Vorwort desſelben Verfaſſers zu ſeiner Schrift: Der Ciſtercienſerorden. Brünn, 1884.

III. Beiträge zur Geschichte der Cistercienserstifte der österreichisch-ungarischen Ordensprovinz.

IV. Eine Bibliographia Bernardina, welche zum erstenmale die eruirbaren Ausgaben und Uebersetzungen der Werke des hl. Bernhard und die ihn betreffenden Schriften mit möglichster Vollständigkeit aufzählen sollte.

Vor uns liegen die ersten drei Theile (5 Bde.) der Xenia Bernardina, in einer Ausstattung, die nicht nur den Herausgebern, sondern auch dem Verleger und Drucker alle Ehre macht.[1])

Wäre es nach dem Wunsche der Herausgeber gegangen, so würden die sämmtlichen Abtheilungen der Xenia vor dem 20. August, dem Tage der Jubelfeier, erschienen sein; allein diese Absicht wurde durch die Anfangs Mai ausgebrochenen Strikes der Wiener Buchdrucker vereitelt. Somit wird der Druck des IV. Theiles, der Bibliographia Bernardina, erst gegen Ende September, also „post festum", vollendet sein, worauf dann die sämmtlichen Bände der Xenia in den Buchhandel übergehen werden.

Geben wir, soweit der Raum einer kurzen Anzeige es gestattet, einen Ueberblick über den Inhalt der bisher gedruckten Bände.

Der I. Theil bietet eine für den täglichen Gebrauch bestimmte correkte, wenn auch nicht streng kritische[2]) Ausgabe der Sermones S. Bernardi, de Tempore, de Sanctis, de

1) Xenia Bernardina. Sancti Bernardi primi Abbatis Claraevallensis Octavos Natales Saeculares pia mente celebrantes ediderunt Antistites et Conventus Cisterciences Provinciae Austriaco- Hungaricae. I, 1, 2. II, 1, 2. III. (Wien. In Commission der k. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung von Alfred Hölder. Druck von Rudolf Brzezowsky und Söhne in Wien.)

2) Eine allen Anforderungen der Kritik entsprechende Edition der sämmtlichen echten Schriften des hl. Bernhard dürfte für das Jahr 1898 (achtes Säcularjahr der Gründung des Cistercienserordens) zu erwarten sein.

XXIV.

Zeitläufe.

Zur Orientirung über Rußland im Innern.

Den 12. August 1891.

Im Duncker-Humblot'schen Verlage zu Leipzig, den jeder nach Deutschland kommende Russe aufsuchen muß, wenn er die in seiner Heimath verbotenen Bücher über Land und Leute unter dem Czarthum zur Kenntniß nehmen will, ist soeben wieder ein interessantes Werk erschienen über die Gegenwart und die jüngste Vergangenheit Rußlands. Es führt den Titel: „Rußland unter Alexander III.", und hat einen unserer ersten Kenner der russischen Zustände und der russischen Literatur zum Verfasser. Er ist auch den Lesern dieser Blätter bekannt unter dem Schriftstellernamen Viktor Frank; jetzt aber, nachdem er nach Deutschland ausgewandert ist, seine Güter in Livland veräußert, also von der russischen Gerechtigkeit nichts mehr zu besorgen hat, nennt er sich mit seinem wahren Namen von Samson-Himmelstjerna.

Den Inhalt des stattlichen Bandes bezeichnet er selbst als St. Petersburger Schilderungen und Briefe. Es sind gesammelte Aufsätze, zu verschiedenen Zeiten und unter gelegentlichen Eindrücken entstanden, nach Art der seinerzeit viel gelesenen Schriften Julius Eckardt's: „Aus der Petersburger Gesellschaft". Bekanntlich ist dann auch diesem Herrn das russische Pflaster zu heiß geworden. Aber alles, was

das Gefühl des Unbehagens stieß; wer immer unter den Edelleuten der Ehre des Eintritts sich entziehen konnte, habe es gethan, und den ausrückenden Truppen habe man ein Trauergeleite wie beim Begräbniß gegeben. Für sich selbst und seine Gesinnungsgenossen aber gesteht Herr Koschelew: die russischen Niederlagen in der Krim „betrübten uns nicht allzu sehr, denn wir waren der Ueberzeugung, daß für Rußland sogar eine Niederlage erträglicher und nützlicher seyn würde, als die Fortdauer des Zustandes, in welcher sich das Reich während der letzten Zeit befunden hatte.“ Dazu bemerkt eine Note des Herrn von Samson:

„Genau ebenso ist heute die Gesinnung der nicht chauvinistischen Patrioten Rußlands beschaffen — derer, welche in der russischen Presse nicht zu Wort kommen dürfen. Sie wünschen nichts sehnlicher als eine Niederlage der russischen Waffen. Darin erblicken sie die durchaus nothwendige Vorbedingung für eine gedeihlichere Zukunft Rußlands. Das Drängen der Chauvinisten zu einem Kriege wird dadurch verschärft. Vom politisch zerfahrenen und darum bedrohten Europa wird dieser gefahrvolle Umstand leider zu wenig beachtet.“

XXV.

Ohne Socialistengesetz — es geht auch so.

(Weitere Zeichen.)

Die Anzeichen dafür, daß die Beseitigung des Ausnahmegesetzes gegen die Socialdemokratie der letztern nicht nur keine Stärkung gebracht, sondern schwächend und lähmend auf die socialdemokratische Bewegung eingewirkt hat, mehren sich fortwährend. Die vor Kurzem in Kassel stattgehabte Ersatzwahl zum Reichstag ist nun bereits die dritte, bei welcher ein Rückgang der socialdemokratischen Stimmen um mehr als 1000 erfolgt ist; Würzburg und Geestemünde gingen voran. Gelegentlich der Kasseler Wahl hat ein nationalliberales Blatt die Ziffern für alle seit dem vorigen Jahre vollzogenen Ersatzwahlen zusammengestellt, bei welchen die Socialdemokratie Candidaten aufgestellt hatte. Darnach ist die Socialdemokratie bei den Ersatzwahlen seit dem 20. Februar 1890 insgesammt in neun Wahlkreisen von 31069 auf 24768 Stimmen zurückgegangen: ein Verlust von 20%, dem nur ein Gewinn in zwei Wahlkreisen gegenübersteht. Auch bei der nothwendig gewordenen Stichwahl in Kassel ist es der Socialdemokratie nicht gelungen, ihren Candidaten durchzusetzen und damit das dritte Dutzend ihrer Reichstagsvertreter voll zu machen, obwohl bei der großen Zerfahrenheit im Wahlkreise Kassel-Melsungen und den scharfen Gegensätzen unter den Mehrheits-Parteien die Aussichten dafür die günstigsten zu sein schienen.

Draußenstehenden wirken? Kann man sich etwas Abstoßenderes denken, als diese gegenseitigen Verdächtigungen, Verhöhnungen und Beschimpfungen? Wenn die Socialdemokratie jemals vorübergehend zur Herrschaft gelangen sollte, so würde sich sehr rasch wiederholen, was die große politische Revolution am Ende des vorigen Jahrhunderts mit sich brachte: es würde an ein gegenseitiges Hälseabschneiden im großen Style gehen.

Vor einiger Zeit lasen wir ein in Holland erscheinendes anarchistisches Blättchen. Dasselbe war gegen die Socialdemokratie gerichtet, welche die Diktatur wolle. Wenn die socialdemokratische Aera ein irgendwie geartetes staatliches Regiment im Gefolge habe, so bleibe nichts übrig, als dasselbe wieder auf dem Wege der Gewalt zu beseitigen, denn die einzig berechtigte Regierung sei der Anarchismus, die Regierungslosigkeit. Wie die Leutchen das sich denken, ist ihre Sache. Aber es würde wohl darauf hinauskommen, daß immer der eine Gewalthaber oder eine Mehrheit von Gewalthabern durch den andern oder eine Gruppe von andern gestürzt würde, so etwa wie in den südamerikanischen Republiken, nur in etwas rascherer Folge und etwas summarischerem Verfahren. In diesem Lichte stellt, Dank den Auseinandersetzungen im socialdemokratischen Lager, der socialdemokratische „Zukunftsstaat“ dem unbefangenen Beobachter sich dar. Propagandistisch kann das nicht wirken. Und darum wiederholen wir im Hinblick auf die Beseitigung des Socialistengesetzes: es geht nicht bloß auch so, es geht besser so!

Vom Rhein im Juli 1891.

XXVI.

Historische Miscellen.

Zur Geschichte der deutschen Verfassungsfrage.

Die deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts wurde überwiegend von Historikern geschrieben, welche den aufgehenden Stern der Hohenzollern verherrlichten. Speziell Sybel und Treitschke benützten die preußischen Archive nur zu dem Zwecke, um die preußische Politik in großartigem Glorienscheine zu zeigen, Oesterreich und die Mittelstaaten dagegen zu verdächtigen und herabzusetzen. Gegen diese Tendenzschriftstellerei wendet sich die Geschichte der „deutschen Verfassungsfrage während der Befreiungskriege und des Wiener Congresses 1812—1815," von K. Adolf Schmidt.[1]) Das Werk hat den Verfasser mehrere Jahrzehnte beschäftigt, es hatte den offenbaren Zweck, der Geschichtsbaumeisterei Treitschke's durch die Veröffentlichung zahlreicher Dokumente den Boden zu entziehen. Er sammelte nicht blos mit größter Sorgfalt alle Aktenstücke, welche im Drucke erschienen sind, er benützte auch ungedruckte Dokumente von hohem Werthe, namentlich aus dem geheimen Staatsarchive zu Berlin, außerdem aus dem Nachlasse eines kleinstaatlichen

---

1) Aus dessen Nachlaß herausgegeben von Alfred Stern. Stuttgart, Göschen'sche Verlagshandlung. 1890. SS. 498.

eine unübersteigliche Schranke gegen Eroberungslust von Ost und West bilden könnten". Sachlich machte er den Vorschlag, daß Preußen seine Entschädigung, statt in Sachsen, an beiden Rheinufern und in Polen suchen und finden sollte.

Rußland war über Metternichs Vorschlag wüthend und Kaiser Alexander erklärte am 14. Dezember, mit Metternich nicht mehr verkehren zu wollen. Preußen aber forderte ganz Sachsen neuerdings und wollte den König von Sachsen mit Trier, Bonn und Luxemburg entschädigen. Metternich wies die preußischen Forderungen auf Sachsen neuerdings zurück, so daß für Preußen nur die Wahl blieb, sich mit einem Theil von Sachsen zufrieden zu geben oder an die Waffen zu appelliren. Es wurde der erstere Weg gewählt.

Damit schließt das Schmidt'sche Werk. Die zahlreichen neuen Aktenstücke, welche durch dasselbe einem größeren Publikum zugänglich gemacht werden, verleihen dem Buche einen dauernden Werth.

XXVII.

Dr. Johann Eck und das kirchliche Zinsverbot.

II.

Ein Verzeichniß von Eck's Werken, welches sein Bruder Simon Thaddäus herausgab, führt einen tractatus de contractibus usurariis und einen tractatus de contractu quinque de centum auf. Diese beiden Traktate scheinen niemals gedruckt worden zu sein. Der Biograph Eck's, Wiedemann, kannte sie nicht.[1]) Wahrscheinlich hat auch schon zu Eck's Zeiten nur ein engerer Kreis von Freunden die beiden Schriften zu Gesicht bekommen. Es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn über der wissenschaftlichen Stellung Eck's in der Zinsfrage bisher ein ziemlich großes Dunkel lag, das phantasiereichen Forschern[2]) eine willkommene Gelegenheit zu allerlei Combinationen gab und einen Albert[3]) die gänzlich unwahre Behauptung wagen ließ, Eck habe 1514 folgende These aufgestellt: „Es kann eine rechtsgiltige und rechtmäßige Handlung sein, daß die Kaufleute von 100 fl. 5 bezahlen, daß also der Darleiher statt 100 fl nur 95 hergibt". Zum Glück sind uns die beiden genannten Traktate erhalten geblieben. Sie werden von der kgl. Universitätsbibliothek München im codex manusc. Nro. 125 fol. aufbewahrt. Der Traktat de con-

1) Wiedemann, Dr. Joh. Eck, Regensb. 1865. S. 447.

2) cf. Riederer, Nachrichten ꝛc. Altdorf 1766. III. Bd. S. 53.

3) Albert, warum disputirte Eck zu Bologna ꝛc. in der Zeitschr. für histor. Theologie, Gotha 1873. S. 385.

eine unübersteigliche Schranke gegen Eroberungslust von Ost und West bilden könnten". Sachlich machte er den Vorschlag, daß Preußen seine Entschädigung, statt in Sachsen, an beiden Rheinufern und in Polen suchen und finden sollte.

Rußland war über Metternichs Vorschlag wüthend und Kaiser Alexander erklärte am 14. Dezember, mit Metternich nicht mehr verkehren zu wollen. Preußen aber forderte ganz Sachsen neuerdings und wollte den König von Sachsen mit Trier, Bonn und Luxemburg entschädigen. Metternich wies die preußischen Forderungen auf Sachsen neuerdings zurück, so daß für Preußen nur die Wahl blieb, sich mit einem Theil von Sachsen zufrieden zu geben oder an die Waffen zu appelliren. Es wurde der erstere Weg gewählt.

Damit schließt das Schmidt'sche Werk. Die zahlreichen neuen Aktenstücke, welche durch dasselbe einem größeren Publikum zugänglich gemacht werden, verleihen dem Buche einen dauernden Werth.

XXVII.

Dr. Johann Eck und das kirchliche Zinsverbot.

II.

Ein Verzeichniß von Eck's Werken, welches sein Bruder Simon Thaddäus herausgab, führt einen tractatus de contractibus usurariis und einen tractatus de contractu quinque de centum auf. Dieſe beiden Traktate ſcheinen niemals gedruckt worden zu ſein. Der Biograph Eck's, Wiedemann, kannte ſie nicht.[1]) Wahrſcheinlich hat auch ſchon zu Eck's Zeiten nur ein engerer Kreis von Freunden die beiden Schriften zu Geſicht bekommen. Es iſt deshalb nicht verwunderlich, wenn über der wiſſenſchaftlichen Stellung Eck's in der Zinsfrage bisher ein ziemlich großes Dunkel lag, das phantaſiereichen Forſchern[2]) eine willkommene Gelegenheit zu allerlei Combinationen gab und einen Albert[3]) die gänzlich unwahre Behauptung wagen ließ, Eck habe 1514 folgende Theſe aufgeſtellt: „Es kann eine rechtsgiltige und rechtmäßige Handlung ſein, daß die Kaufleute von 100 fl. 5 bezahlen, daß alſo der Darleiher ſtatt 100 fl nur 95 hergibt". Zum Glück ſind uns die beiden genannten Traktate erhalten geblieben. Sie werden von der kgl. Univerſitätsbibliothek München im codex manusc. Nro. 125 fol. aufbewahrt. Der Traktat de con-

---

1) Wiedemann, Dr. Joh. Eck, Regensb. 1865. S. 447.

2) cf. Riederer, Nachrichten ꝛc. Altdorf 1766. III. Bd. S. 53.

3) Albert, warum disputirte Eck zu Bologna ꝛc. in der Zeitſchr. für hiſtor. Theologie, Gotha 1873. S. 385.

Druckes, der beständigen Zurücksetzung und Verfolgung, welche auf Allen lastet, die nicht zur herrschenden, Alles ausbeutenden Partei gehören.

Wie stellen sich nun die Republikaner zu allen diesen Bestrebungen? Gang und gäbe ist es sofort bei ihnen geworden, dieselben als eine Kriegslist auszugeben, um die Republikaner hinterrücks zu überfallen und abzuthun. Selbst als gemäßigt geltende Republikaner antworteten stets: es ist nur ein neuer Sturm mit andern Mitteln gegen die große Grundlage der französischen Revolution: die Säkularisation der Gesellschaft. Der halbamtliche „Temps" sagte (am 22. Juli): „Der für die Republik arbeitende Ultramontanismus ist nicht weniger gefährlich, als der gegen dieselbe kämpfende Ultramontanismus: wir haben weder für den einen noch den andern Geschmack". Bildlich scharf drückte sich der „Rappel" aus: „Angenommen, Sie haben einen Feind, welcher Alles gegen Sie in's Werk gesetzt hat. Er versuchte mehrere Male Sie umzubringen, legte mehrfach Feuer an Ihr Haus, und was dergleichen mehr ist. Sie sind seinen Kugeln entgangen, Sie haben das Ihnen eingegebene Gift ausgespieen, das von ihm gelegte Feuer gelöscht. Sie befinden sich besser, Ihr Haus ist fester als jemals. Eines Tages tritt dieser Feind bei Ihnen ein, reicht Ihnen freundlich lächelnd die Hand, indem er sagt: da ich Sie nicht umzubringen vermocht, will ich mit Ihnen leben, aber, unter einer Bedingung. Welche? Daß Sie sich sofort Arme und Beine abschneiden lassen. Natürlich besinnen Sie sich keinen Augenblick, rufen Leute herbei, welche solchen Narren in's Irrenhaus befördern. Dies ist ganz der Fall bei den Feinden der Republik, welche dieselbe zwanzig Jahre lang mit allen Mitteln zu Tode zu bringen suchten, und nun es sich in Eurem Hause bequem machen wollen, unter der Bedingung, das Schul- und Wehrgesetz auszuscheiden".

Einer der einflußreichsten Führer der Linken, Ranc, zieht noch weitere Folgerungen, indem er (im „Paris") schreibt: „Die Klerikalen, welche bisher in Gesellschaft der Bonapartisten, Royalisten und Boulangisten besiegt wurden, wollen nun auf eigene Rechnung geschlagen werden. Dies wird ihnen gelingen. Die Kirche wird diesmal mit offenem Visir kämpfen; um so schlimmer für sie, sie wird des andern Tages die Kriegskosten

eine „unſinnige Idee“. Keiner der Redakteure jenes Blattes hat heutzutage — früher war das ganz anders — irgend eine wiſſenſchaftliche Leiſtung hinter ſich und ihr Geſammturtheil über meine Arbeiten iſt ein incompetentes. Ich erwähne es nur, weil das Blatt am 29. April auf jenen Vorwurf zurückkam und ſagte:

„Wir haben die in dem bekannten Angriffe des Dr. Rudolf Meyer gegen die Agrarier mitunterlaufende Befürchtung, daß die ruſſiſche Regierung demnächſt mit einem bedeutenden Ausfuhrzoll für Getreide vorgehen und ſo die Einnahmen, welche das deutſche Reich gegenwärtig aus ſeinen landwirthſchaftlichen Zöllen bezieht, in ihre Kaſſe leiten werde — bereits als das gekennzeichnet, was ſie iſt. Im übrigen iſt es klar, daß die deutſche Landwirthſchaft von ihrem beſonderen Standpunkte ein ſolches Vorgehen Rußlands, wenn es ſonſt denkbar wäre, keineswegs zu fürchten brauchte. Wen Dr. R. Meyer alſo gruſeln machen will, iſt nicht zu verſtehen.

„Getreideausfuhrverbote ſind in Rußland allerdings in früheren Zeiten nichts Unerhörtes geweſen; wenn wir nicht irren, haben ſie noch zu Anfang des Jahrhunderts zeitweilig ſtattgehabt. Damals konnte das Reich aber auch noch nicht daran denken, ſeine Vorräthe auf die mittel- und weſteuropäiſchen Märkte zu werfen und einen Hauptverkehrsartikel daraus zu machen, wie er es gegenwärtig iſt. Dies iſt erſt durch den Ausbau des Eiſenbahnnetzes in größerem Umfange möglich geworden und wird es, je nachdem derſelbe fortſchreitet, immer mehr. Ohne die Verfrachtung dieſer und anderer Rohſtoffe würden die ruſſiſchen Bahnen wenig zu thun haben; vom Perſonen-Verkehr können ſie noch weniger leben, als das ſelbſt in den bevölkertſten Theilen des Abendlandes möglich wäre. Eine ſchwere Belaſtung der Getreideausfuhr würde deshalb nicht nur die ohnehin in der elendeſten Lage befindliche ruſſiſche Landwirthſchaft, ſondern auch die Eiſenbahnen zu Grunde richten, damit aber auch den Staatsſäckel empfindlich treffen, der Einnahme-Bürgſchaft im Betrage von mehreren hundert Millionen Mark übernommen hat, überdies aber auch

XXXI.

Zeitläufe.

Die Religion im Programm und in der Wesenheit der Socialdemokratie.

Den 24. August 1891.

Das socialdemokratische Programm von 1875 sagte über die vielumstrittene Frage, wie sich die Partei zur Religion verhalte, einfach: „Religion ist Privatsache“. Ein Ausspruch, der allen Zweifeln und Deutungen ein Ende machte, war dieß nicht. Der Entwurf zu dem neuen Programm schlägt daher eine klarere Fassung vor: „Abschaffung aller Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln zu kirchlichen und religiösen Zwecken; die kirchlichen und religiösen Gemeinschaften sind als Privatvereinigungen zu betrachten“.

Jeder richtige Liberale denkt im Herzen geradeso, wenn er auch der Religion und Kirche als Schutzwehr gegen die Begehrlichkeiten der Masse noch nicht entrathen zu können glaubt, angesichts der wachsenden Bewegung in der Arbeiterwelt vielleicht weniger, als je. Das weiß die Socialdemokratie sehr genau, und Herr Bebel konnte des verschwiegenen Beifalls der liberalen Welt vollkommen sicher seyn, wenn er in seiner großen Berliner Programmrede vom 16. Juli den neuen Satz praktisch erläuterte: „Abschaffung aller Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln zu kirchlichen und religiösen Zwecken: wir wollen damit sagen, daß die Religion mit öffentlichen Angelegenheiten absolut nichts zu thun hat;

XXXIII.

Zur Geschichte Irlands am Ende des vorigen Jahrhunderts. [1])

1. Schaukelpolitik der englischen Minister. Verstimmung der irischen Nation.

Die Vorzüge der Lecky'schen Geschichte Englands sind so allgemein anerkannt, daß wir dieselben an dieser Stelle nicht hervorzuheben brauchen. Gründliche Kenntniß der einschlägigen Literatur, geschickte Gruppirung der Ereignisse, treffliche Charakteristik nicht nur der leitenden Persönlichkeiten, sondern auch ganz untergeordneter Männer verleihen der Darstellung einen großen Reiz. Die Fülle des dem Verfasser zu Gebote stehenden Materials (es waren ihm die geheimen Staatspapiere der Regierung und Privatcorrespondenzen einflußreicher Staatsmänner zugänglich, welche keiner seiner Vorgänger benutzen konnte) hat dagegen der Uebersichtlichkeit und Bündigkeit der Darstellung vielfach Eintrag gethan und Weitschweifigkeit und zahlreiche Wiederholungen veranlaßt.

Nach der Vorrede, in welcher Lecky mit großer Schärfe die Voreingenommenheit und Parteilichkeit seiner Vorgänger tadelt, hätte man Mäßigung und Besonnenheit im Urtheil, kurz große Unparteilichkeit erwarten sollen. Statt dessen

---

1) Lecky, W. E. H., A history of England in the eighteenth Century. Vol. VII, VIII. London, Longmans. 1890. (36 M)

Noch eindringlicher und einſchneidender iſt ſeine Rede vom 2. März (ib. 137—41): „Die Lage des Königreiches“, ſo ſprach er, „errege die höchſte Beſorgniß. Man habe dem Volke Hoffnung gemacht auf Maßnahmen, welche, wie er glauben müſſe, gar bald auf Widerſtand ſtoßen würden. Die erſte ſei eine katholiſche Bill, eine Oppoſition gegen ſie würde vor allem die traurigſten Folgen nach ſich ziehen. Ueber die Angemeſſenheit der Bill wolle er nichts ſagen, er bemerke nur, daß wenn die iriſche Executivgewalt die Katholiken in ihrer Erwartung beſtärkt habe, ohne der Zuſtimmung der engliſchen Miniſter ſicher zu ſein, ſie eine große Verantwortung auf ſich geladen habe. Wenn jedoch das britiſche Kabinet ſeine Zuſtimmung in Ausſicht geſtellt und nachher verweigert habe, dann könnte ſelbſt der Fürſt der Finſterniß, wenn er von der Hölle zu dieſer Erde emporſtiege und ſeine Brandfackel unter das Volk würfe, kein größeres Unheil ſtiften. Die Hoffnungen des Volkes ſeien erregt und in einem Augenblick vernichtet worden. Wenn das Parlament die ihm und der ganzen Nation angethane Beſchimpfung nicht ahnde, ſo mache es ſich in ſeinen Augen verächtlich, denn wenn auch die Mehrheit der Nation in die Vorenthaltung der ihr gebührenden Rechte willigen ſollte, ſo könnte ſie ſich doch dieſe ſchamloſe Verſpottung nicht gefallen laſſen. Die Lage ſei nicht mehr wie früher, als das iriſche Parlament, das ſeinen Rückhalt an England gehabt, den Katholiken feindlich geweſen ſei. Jetzt, obgleich die Anſprüche der Katholiken allbekannt ſeien, ſei auch nicht eine Adreſſe von irgend einem Theil Irlands eingelaufen, keine Gegenvorſtellung ſei erſchienen, keine Verſammlung habe proteſtirt. Was ergebe ſich hieraus anders, als daß alle Proteſtanten für die Rechtsgleichheit der Katholiken ſtimmen würden? Er betheuere vor Gott, er könne ſich aus der Geſchichte auch nicht eines Beiſpiels einer ſo unſeligen Verblendung erinnern. Beharrt ihr in eurer Politik, dann müßt ihr eure Armee um Myriaden vermehren und fünf oder ſechs Dragoner in jedes Haus legen.“

XXXIV.

Schutz der Wöchnerin in der christlichen Vorzeit.

Die Theorie der absoluten Gewerbefreiheit kennt keine Personen, sondern nur Hände, welche die Maschinen bedienen. Es ist dabei gleichgültig, ob die Hände Männern, Frauen oder Kindern gehören. Weil letztere jedoch zärter, jedenfalls billiger sind, werden sie oft den Händen der Männer vorgezogen. Daß der weibliche Organismus mehr der Schonung bedarf, daß die verheirathete Frau besondere Pflichten gegen sich und ihre Kinder hat, findet die Freihandelstheorie ganz unbegreiflich. Welch verderbliche Folgen ein solches dauernd zur Herrschaft gelangtes System ausüben muß, ist klar.

Die Forderung, daß die Frau, besonders die Mutter, von der Industriearbeit auszuschließen und allein auf ihren Beruf im Hauswesen zu verweisen sei, ist theoretisch unzweifelhaft richtig; in Wirklichkeit wäre jedoch die Durchführung dieser Forderung für sehr viele Familien ein schwerer Schlag; der Verdienst der Mutter kann oft kaum entbehrt werden.

Um so mehr wird die christliche Socialpolitik darauf dringen müssen, daß das Weib, besonders die Mutter, sich eines gesetzlichen Schutzes erfreue, ohne welchen sie ihren erhabenen, für die Familie wie die ganze Gesellschaft wichtigen Beruf nicht erfüllen kann. Wenn in dieser Hinsicht die neueste Gesetzgebung einen guten Schritt vorangegangen ist, so werden alle christlichen Familien diesen Fortschritt mit wahrer Freude begrüßen. Wie lange hat es doch

ſtätten der Armen und Bedrängten waren, nahmen ſich alſo gerade der ſchwangeren Frauen beſonders an. Dieß verdient deßhalb hervorgehoben zu werden, weil ja von gewiſſer Seite immer und immer wieder der Satz aufgeſtellt wird, daß die Klöſter die Ehe verachtet haben. Wer den Wöchnerinen ſeine beſondere Liebe zuwendet, kann die Ehe unmöglich verachten.

Die Hoſpitäler des Mittelalters hatten eine viel weitere Bedeutung, als die gleichen Anſtalten in unſern Tagen. Nicht bloß wirklich Kranke, ſondern Gebrechliche, Arme und Nothdürftige jeder Art fanden dort Obdach und Pflege. Nun verdient wohl beachtet zu werden, daß in kirchlichen Hoſpitälern beſonders der Schwangeren gedacht wird. So beſtimmt Johann von Bethune, Biſchof von Kameryk, im Jahre 1211 in den Statuten für das St. Johannesſpital in Brüſſel, daß neben den Kranken, Krüppeln u. ſ. w. auch ſchwangere Frauen und Findelkinder aufgenommen werden dürfen. Doch ſolle in ſolchen Fällen mit der größten Vorſicht verfahren werden, damit unehelichen Geburten nicht Vorſchub geleiſtet werde.[1]) In das Liebfrauenſpital zu Aalſt in Belgien, um 1236 vom Grafen von Flandern gegründet, wurden Reiſende, Gebrechliche und Verfolgte, aber auch ſchwangere Frauen aufgenommen, jedoch nur verheirathete. Findelkinder fanden nur ausnahmsweiſe Aufnahme, damit der Unſittlichkeit kein Vorſchub geleiſtet werde. Schweſtern hatten die Pflege. In Löwen wurde im Jahre 1396 laut dem Teſtamente eines Gerichtsverwalters eine beſondere Anſtalt für ſchwangere Frauen errichtet. Der „Tafel des heiligen Geiſtes“ von St. Peter ſtand die Aufſicht darüber zu.[2])

---

1) Allerdings Thijm, Geſchichte der Wohlthätigkeitsanſtalten in Belgien von Karl d. Gr. bis zum 16. Jahrh. Freiburg 1887. S. 52.

2) A. a. O. S. 57, 80 u. 125.

Sitte gewesen zu sein, zum Gebete für die Schwangeren öffentlich aufzufordern. Dies beweist ein um das Jahr 1500 gedrucktes Büchlein, welches sich auf der Staatsbibliothek zu München befindet; in diesem wird öffentlich zum Gebete aufgefordert „für alle schwanger christenfrauwen, daß ihnen Gott verleihe einen fröhlichen Anblick ihrer Geburt". [1])

II.

Noch größere Sorgfalt und Aufmerksamkeit scheinen die Wöchnerinen gefunden zu haben. Die obengenannten Anstalten für Schwangere waren wohl zugleich für Arme die Gebärhäuser, wie denn das Haus zu Löwen später auch Gebäranstalt genannt wurde. [2]) Schon im christlichen Alterthum wurden derartige Häuser errichtet, in welchen arme Wöchnerinen ihre Niederkunft abwarten konnten und für sich sowohl wie für das Kind die nöthige Pflege fanden. [3]) Von dem Patriarchen Johannes dem Almosengeber († 616) berichtet Baronius, daß er für arme Frauen, welche für die Stunde der Geburt keine passende Stätten, noch auch das zu der nöthigen Pflege Erforderliche hatten, sieben Häuser einrichtete und zwar an verschiedenen Stellen der Stadt; er besorgte zugleich die Betten, Decken und Vorrath an Lebensmitteln für die Bedürftigen. [4]) Im achten Jahrhundert gründete ein Erzpriester in Mailand ein Gebär- und Findelhaus, weil „oft Wollust die Menschen berücke und die Unglücklichen, um ihre Schmach zu verbergen, die zarte Frucht ins Wasser, an unreine Orte werfen und hiedurch selbst der Abwaschung durch die Taufe verlustig machen." Deßhalb sollen derartige Weibspersonen aufgenommen, zur Ernährung der Kinder Ammen bestellt, jene aber bis in's

---

1) Katholik. Jahrg. 1890. Bd. II. S. 382.
2) Allerdings Thijm, a. a. O. S. 125.
3) Cod. Just. lib. I. de s. ecclesiis tit. XI. leg. 22.
4) Baron. ann. ad an. 610. Vgl. Ratzinger a. a. O. S. 143—144.

ſiebente Jahr mit Speiſe und Kleidung verſorgt werden.[1]) In Nürnberg beſtand ſchon im 14. Jahrhundert ein Gebärhaus mit zwei Aufſeherinen, in deren Familie dieſe Stelle erblich ſein ſollte und denen der Rath 1461 eine jährliche Beſoldung von 15 Gulden zuſicherte.[2])

Wie es zahlreiche Stiftungen gab zur Ausſteuer armer Mädchen,[3]) damit ſie ſich verehelichen konnten, ſo wurden auch Capitalien geſchenkt, um Wöchnerinen zu unterſtützen. Im Jahre 1609 vermacht z. B. Pfarrer Wolf der Stadt Philippsburg 400 Gulden, deren Zinſen an hausarme Leute der Stadt, vorab an arme Kindbetterinen, vertheilt werden ſollten.[4])

Während die bisher angeführten Werke der chriſtlichen Nächſtenliebe in erſter Linie für arme Wöchnerinen berechnet waren, gab es andere Einrichtungen, welche allen oder doch der großen Mehrzahl zu Gute kamen. Hier ſeien zuerſt jene beſonderen Rechte genannt, welche in vielen Gegenden Deutſchlands den Eltern bei der Geburt eines Kindes zuſtanden. Aus einer zarten Rückſicht für die Kindbetterinen erhalten dieſelben und zwar ohne Unterſchied, ob ſie der Gemeinde angehörten oder ihr fremd waren, eine Holzabgabe und zwar bei der Geburt eines Mädchens eine einfache und bei der Geburt eines Knaben eine doppelte.[5])

Wer zu Neſtenbach Vater eines Knaben ward, dem wurden zwei Wagen Holz gefahren, nur einer, wenn das Weib eine Tochter gebar. „Wenn einem zu Feldheim in der

1) Hurter Fr., Geſchichte d. Papſtes Innocenz III. Bd. IV. S. 160.
2) Siebenkees, Materialien zur Nürnberg'ſchen Geſchichte. Bd. III. S. 93 ff. Hüllmann, Städteweſen des Mittelalters. Bonn 1829. Bd. IV. S. 73.
3) Vgl. Waſſermann, Die Ausſteuer armer Jungfrauen im Mittelalter. Katholik 1891. S. 432—440.
4) Nopp a. a. O. S. 100.
5) Maurer H. L., Geſchichte der Dorfverfaſſung in Deutſchland. I. 230. Grimm J., Weisthümer. I. Theil. S. 101, 107.

zu geen, damit sie ire kinder und viehe versorgen mogen". Hatte in Wiltingen ein Mann seine Frau mit Getreide zur Bannmühle geschickt, „und ihr noth thete, heym zu iren kindern zu gehen, so soll der müller dieselbige mühle zusperren, alsdan der frawen den schlüssel geben; so möge die fraw zu ihrem hauß gehen und ihr kinder bestellen und dann wieder zu der mühlen kommen; ob darbinnen die mühl breche, solle der müller bezahlen sonder der frawen schaden". Im Weisthum des Kirchspiels Buch bei Castellaun heißt es: „Ob in dieser Arbeit ein frawenperson were, so soll sie Vollmacht haben binnen rugen und schlaffzeit der mitarbeiter ire kinder mit gepürlicher Zeit zu versehen und alsdann widerrumb zu kommen". Anders half man sich zu Walmünster: „Were sach, daß ein fraw die froin thete, so magh sie mit ir bringen ihr kindt und ihr magd, die das kindt hüete; die sollen alles das genießen, als andere fröner".

Der Gedanke, daß die verheirathete Frau und Mutter keineswegs rücksichtslos den Männern gleichgestellt werden dürfe, sondern wegen ihres überaus wichtigen Berufes in der Familie und in der Gesellschaft auch eines besonderen Schutzes bedürfe, ist also keineswegs eine Errungenschaft unserer Tage. Die vergangenen Jahrhunderte anerkannten die Pflicht, die Mutter zu schützen, und ließen ihr diesen Schutz zu Theil werden, freilich unter wesentlich anderen Verhältnissen und in einer von der unserigen verschiedenen Weise.

Hirschhorn a. N. L. W.

XXXV.

Wilhelm Hammer von Neuß.

Ein Dominikanermönch aus der Reformationszeit.

Den 24. Januar 1540 schrieb Beatus Rhenanus, der bekannte Elsässer Humanist, an den Colmarer Augustinerprior Johannes Hofmeister: „Es ist eine neue Ehre für die Stadt Colmar, daß sie neben den vortrefflichen Predigern, die sie bereits besitzt, auch einen kenntnißreichen Lehrer der schönen Wissenschaften erlangt hat, als vor Kurzem Wilhelm Hammer von Neuß zu euch kam. Eine Zierde des Predigerordens, wird er seinen Conventsbrüdern in wunderbarer Reinheit die beiden Sprachen lehren. Schon sehe ich diesen Orden reich an gelehrten Männern. Auch du wirst etwas Lobenswerthes thun, wenn du den Deinigen gestattest, hauptsächlich zur Erlernung der griechischen Sprache, die kleine Dominikanerakademie zu besuchen. Grüße mir den trefflichen Mann.“ [1])

Dieser treffliche Ordensgeistliche, dem einer der ersten Humanisten des 16. Jahrhunderts ein so schönes Lob spendet, ist heute kaum dem Namen nach bekannt; in der neuen Auflage des Kirchenlexikons wird Hammer gar nicht erwähnt. Allerdings sind es nur einige spärliche Angaben, die wir über das Leben und Wirken dieses verdienstvollen Mönches

---

1) In der Vorrede zu der von Hofmeister herausgegebenen Missa D. Joannis Chrysostomi. Colmariae 1540.

zu geen, damit sie ire kinder und viehe versorgen mogen". Hatte in Wiltingen ein Mann seine Frau mit Getreide zur Bannmühle geschickt, „und ihr noth thete, heym zu iren kindern zu gehen, so soll der müller dieselbige mühle zusperren, alsdan der frawen den schlüssel geben; so möge die fraw zu ihrem hauß gehen und ihr kinder bestellen und dann wieder zu der mühlen kommen; ob darbinnen die mühl breche, solle der müller bezahlen sonder der frawen schaden". Im Weisthum des Kirchspiels Buch bei Castellaun heißt es: „Ob in dieser Arbeit ein frawenperson were, so soll sie Vollmacht haben binnen rugen und schlaffzeit der mitarbeiter ire kinder mit gepürlicher Zeit zu versehen und alsdann widerrumb zu kommen". Anders half man sich zu Walmünster: „Were sach, daß ein fraw die froin thete, so magh sie mit ir bringen ihr kindt und ihr magd, die das kindt hüete; die sollen alles das genießen, als andere fröner".

Der Gedanke, daß die verheirathete Frau und Mutter keineswegs rücksichtslos den Männern gleichgestellt werden dürfe, sondern wegen ihres überaus wichtigen Berufes in der Familie und in der Gesellschaft auch eines besonderen Schutzes bedürfe, ist also keineswegs eine Errungenschaft unserer Tage. Die vergangenen Jahrhunderte anerkannten die Pflicht, die Mutter zu schützen, und ließen ihr diesen Schutz zu Theil werden, freilich unter wesentlich anderen Verhältnissen und in einer von der unserigen verschiedenen Weise.

Hirschhorn a. N. L. W.

mittheilen können. Allein auch dies Wenige darf nicht gänzlich der Vergessenheit anheimfallen: handelt es sich doch um einen Mann, der in schwerer Zeit mit manch andern wackern Streitern auf deutschem Boden die katholische Fahne hoch gehalten hat.

Wilhelm Hammer[1]) wurde geboren zu Neuß gegen Ende des 15. Jahrhunderts. In früher Jugend schon, wie er selber erzählt,[2]) entsagte er der Welt, um im Orden des

---

1) Nebst der oben angeführten Stelle aus einem Schreiben des Beatus Rhenanus stand mir über Hammer nur folgende Quelle zur Verfügung: Commentationes in Genesim doctae, utiles et lectu jucundae, plurimis clarissimorum hebraeae, graecae et latinae linguae authorum sacrorum et profanorum sententiis adeo ornatae, ut ab aequo candidoque lectore sine magno fructu et voluptate legi non possint. Authore R. P. Gulielmo Hamero Novesiano. Sacrae Theologiae Doctore, Ordinis Fratrum Praedicatorum. Dilingae 1564, in fol. 635 p. Mit einer Widmung des Verfassers an Markus Fugger, Herr zu Kirchberg und Weißenhorn, Sohn des bekannten Patriziers Anton Fugger. Dem Werke ist beigedruckt: Elegia encomiastica in laudem tam operis praesentis quam authoris ejusdem, a M. Melchiore Zuntzero Schrattenbachio comitatus Campidonensis conscripta. — Bei Quetif et Echard, Scriptores Ordinis Praedicatorum, Parisiis 1719, 2, 186 s. befinden sich über Hammer einige Angaben, die dem vorstehenden Werke entnommen sind.

2) A puero mundi vanos exosus honores,
Contemptu rerum certo placere Deo.
Elegia authoris dedicatoria.

Vergleiche auch das Gedicht von Zunzer:

Quanta tibi Musae, quantum tibi debet Apollo,
Ter foelix partu Novesiense solum!
Foelix illa dies, niveisque notanda lapillis
Tempora sunt, talem quae genuere virum.
Qui simul a primis annis loca sola petivit,
Musarum placido ductus amore puer;
Seque dedit duris cohibendum legibus ultro,
Subjecitque gravi libera colla jugo.

bei Schwäbisch-Gmünd zubrachte, wo er als hochbetagter Greis zahlreichen Klosterfrauen als geistlicher Führer diente.[1])

Er lebte hier noch im Jahre 1564, denn eben in diesem Jahre gab er seinen Commentar zur Genesis heraus.[2]) Wie er selber in der Vorrede berichtet, hatte er auch zu den vier andern Büchern Moses eine Erklärung geschrieben; weil er jedoch letzteres Werk zur Veröffentlichung für noch nicht reif genug hielt, so wollte er dasselbe erst später herausgeben. Er scheint indessen bald nachher gestorben zu sein; wenigstens ist die angekündigte Schrift niemals veröffentlicht worden.

Was nun den Commentar zur Genesis anlangt, so hat der Verfasser bei der Erklärung dieses Buches eine ganz eigenthümliche Methode befolgt: den göttlichen Text beleuchtet er fast ausschließlich nur mit Belegen aus den alten classischen Schriftstellern. Dabei bekundet er eine so erstaunliche Vertrautheit mit der lateinischen und griechischen Literatur, daß man sich nicht mehr wundert, wenn ihm Beatus Rhenanus wegen seiner humanistischen Bildung das schönste Lob spendet. Es ist dies ein recht bemerkenswerther Umstand; denn daraus geht hervor, daß am Anfange des 16. Jahrhunderts die Dominikaner, als solche, gegen den Humanismus nicht so feindlich gesinnt waren, wie gewöhnlich behauptet wird. Feiert doch Hammer den Fürsten der Humanisten, Erasmus, als einen Mann,

1) Sed nec adhuc, cana quamvis tardante senecta,
Destitit ingenii spargere dona sui.
Cella Dei testis mihi sit, sit turba sororum,
Sedula cujus cum sollicitudo tenet.

Bei Zunzer. Ueber die zahlreichen Dominikanerinen von Gotteszell vgl. Petrus Franciscus Wettenhusianus, Suevia ecclesiastica. Augustae Vindel. 1699. S. 365.

2) Das Widmungsschreiben ist datirt aus „Gotteszell bei Gmünd in Schwaben".

XXXVI.

Aus den ersten Jahren der preußischen Gesandtschaft beim heiligen Stuhle.

Bis zum Beginne unseres Jahrhunderts hatte keine der nichtkatholischen Mächte eine Vertretung politischer oder handelspolitischer Art bei der päpstlichen Regierung. Der Grundsatz, nur Vertreter der katholischen Mächte für politische Angelegenheiten in Rom, sowie für handelspolitische Zwecke in Ancona und Civitavecchia zuzulassen, ist auch von der Curie selbst nicht durchbrochen, sondern von anderer Seite eingerichtet und dann von der päpstlichen Regierung anerkannt worden. Die Entwicklung dieser Angelegenheit, wobei der englische Consul in Civitavecchia der erste handelspolitische Agent und der preußische bevollmächtigte Minister der erste nichtkatholische Gesandte in Rom war, ist die folgende.

Der alte Kirchenstaat, wie er vor der französischen Revolution bestand, besaß die beiden schon genannten Haupthäfen Ancona auf der östlichen und Civitavecchia auf der westlichen Seite des italienischen Stiefels. Zur Abwicklung der vorkommenden Geschäfte für die Schiffe der katholischen handeltreibenden Nationen befanden sich dort regelrecht eingerichtete Consulate dieser Mächte. Die anlaufenden Fahrzeuge der orientalischen und abendländischen häretischen und schismatischen Nationen waren nun keineswegs schutzlos an jenen Plätzen, vielmehr hatte die päpstliche Regierung eine eigenthümliche Einrichtung getroffen, welche sich mit den

Spuren in meinem Gedächtnisse zurück, als daß das Andenken daran je auslöschen könnte, und daß ich nicht lebhaft wünschen müßte, ihr die Gefühle auszudrücken, die niemals aufhören werden, mich für dieselbe zu begeistern. Als die öffentlichen Blätter uns für Ihre Gesundheit und Ihr Leben fürchten ließen, Monseigneur, da habe ich die unruhige Aengstlichkeit aller derjenigen getheilt, die Ihnen zugethan sind; ich habe die heißesten Wünsche für Ihre Wiederherstellung gehegt und ich fühlte eine Freude, die Ihnen auszudrücken mir schwer fällt, als ich vernahm, daß Sie glücklicher Weise Ihre Gesundheit wieder erlangt hätten. Daß der gerechte Himmel die Tage verlängern möge, welche Sie immer in einer so ehrenvollen und nützlichen Weise verstanden haben anzuwenden, und die allen denen so werthvoll sind, die das Glück hatten, intimere Beziehungen mit Ihnen pflegen zu können. Schon seit langer Zeit hatte ich das Verlangen, Sie zu bitten, den Ausdruck dieser Gefühle genehmigen zu wollen, jedoch was mich heute bestimmt, diese Furcht, die ich hatte, die wichtigen Beschäftigungen Ew. Eminenz zu unterbrechen, zu überwinden, ist der Umstand, daß ich dem die lebhaftesten und aufrichtigsten Danksagungen hinzufügen kann, welche ich ihr in meinem und Frau von Humboldts Namen schulde für die Sorge, welche dieselbe für den Begräbnißplatz, den wir durch die Großmuth der römischen Regierung bei der Pyramide des Cajus Cestius besitzen, gütigst hat haben wollen. In der That kannte ich schon durch meinen Freund Niebuhr das Interesse, das Ew. Eminenz für diesen Platz zu haben geruhte, ein Platz, der uns so theuer und werthvoll ist, wegen der sterblichen Hüllen, die er einschließt; aber nur unmittelbar vor meiner Abreise aus Berlin erhielt ich erst Kenntniß von allen bei Gelegenheit dieser Sache gewechselten Schriftstücken und zwar durch die Güte des Grafen von Bernstorff.

„Die Art und Weise, in welcher Ew. Eminenz sich voll Güte und Interesse mit Bezug auf meine Person und meine Familie ausgedrückt haben, hat mich lebhaft gerührt, und wir, Frau von Humboldt und ich, empfehlen auf das inständigste diese Besitzung und die Monumente, die sich dort finden, Ew. Eminenz wohlwollender Protektion.

„Ich befinde mich nur für wenige Wochen hier in Schlesien;

für gewöhnlich wohne ich in Berlin oder in einem Landhause sehr nahe bei der Stadt. Dort habe ich ein Haus bauen lassen, das hauptsächlich den Zweck hat diejenigen Gegenstände, welche der heilige Vater geruht hat mir zu schenken, in einer würdigeren und angemesseneren Weise aufstellen zu können. Sie haben ihren Platz dort gefunden und werden in meiner Familie das Andenken an die liebenswürdige Güte verewigen, womit Se. Heiligkeit mich zu beehren geruht hat. Wenn Ew. Eminenz Gelegenheit fände, dem heiligen Vater meinen Namen in Erinnerung zu bringen, so bäte ich, den Tribut meiner tiefen Verehrung zu seinen Füßen niederzulegen. Frau von Humboldt beauftragt mich, sie bei Ew. Eminenz in Erinnerung zu bringen. Wir führen, Gott sei Dank, im Schoße unserer Familie ein Leben, das ich nur in jeder Beziehung glücklich und zufriedenstellend nennen kann. Ich beschäftige mich vor allem mit wissenschaftlichen Studien und in diesem Augenblicke im Besonderen mit Nachforschungen über die amerikanischen Sprachen, ein Gegenstand, über welchen mir seit meinem Aufenthalte in Rom, der hochwürdige Herr Scarpellini ausgezeichnete handschriftliche Materialien besorgt hat. Alles erinnert uns demnach an Rom, und wir verzweifeln durchaus nicht, noch eine mehr oder weniger lange Reise dahin zu machen. Jedoch halten uns für den Augenblick noch Familienangelegenheiten und die Sorge um die Erziehung unseres jüngsten Sohnes hier zurück.

Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, Monseigneur, für diesen langen Brief und die ungelegene Zeit, aber ich hatte einen zu lebhaften Wunsch, selbst mein Andenken bei Ihnen zu erneuern. Genehmigen Sie, Monseigneur, die Versicherung meiner respektvollen Hochachtung, mit welcher ich immer sein werde Ew. Eminenz unterthänigster und gehorsamster Diener und Freund

Humboldt.

Ottmachau, den 23. Juli 1823.

Der unbefangene Leser wird in diesem so merkwürdigen Schriftstücke, das ein W. von Humboldt an einen Cardinal der römischen Kirche schreibt, einerseits den Wiederschein der Größe des Staatssekretärs Pius VII finden, und an-

dererseits herauslesen, daß die Beziehungen der preußischen Gesandten beim heiligen Stuhle zu dem allmächtigen und doch so bescheidenen und selbstlosen ersten Minister der Curie, Dank den ganz außerordentlichen Eigenschaften desselben, stets die allervorzüglichsten gewesen sind.

Nicht lange nach dieser Zeit, am 20. August 1823, starb Pius VII., Consalvi hörte damit auf, Staatssekretär zu sein. Sein Schmerz über den Verlust war zu groß, als daß er hätte den Geschäften weiter nachgehen können. Er war auch körperlich völlig gebrochen. In seinem Hause eingeschlossen, empfing er Niemanden Er verließ es nur, um den Befehlen des neuen Papstes, Leo XII., nachzukommen. Der große Cardinal selbst folgte seinem Papste, wie er Pius VII. oft nannte, schon am 24. Januar 1824 in die Ewigkeit nach.

Und mit diesem Zeitpunkte beginnt auch im Leben der preußischen sowohl wie der übrigen Gesandtschaften in Rom das Außerordentliche zu verschwinden, das Consalvi den Beziehungen wie zu Humboldt und Niebuhr, so auch zu den andern Vertretern der fremden Mächte aufzudrücken verstanden hatte.

Die gewöhnlichen Geschäftsgeleise des diplomatischen Verkehrs charakterisiren von nun an die Verhandlungen zwischen Staatssekretarie und Gesandtschaften. Hoch und Niedrig in Rom und alle europäischen Höfe und Souveräne lernten erst jetzt den wahren Werth des Mannes schätzen, als er nicht mehr unter ihnen weilte.

Im Pantheon, an der Seite Raphaels, ist, was sterblich an Consalvi war, beigesetzt. Hunderte gehen vorüber und wissen nicht, welche Größe dem Manne eigen war, dessen Leichnam die schlichte Marmorplatte bedeckt.

XXXVII.

Die fleißigen Franziskaner von Quaracchi.

Indem Leo XIII. in seiner Encyklika Aeterni Patris eine lange Stelle aus der Bulle Triumphantis, wodurch Sixtus V. den hl. Bonaventura zum Kirchenlehrer erhob, zur Empfehlung der scholastischen Lehrmethode anführt, hat er auch den großen seraphischen Lehrer selbst empfohlen und das Studium seiner Werke unserer Zeit an's Herz gelegt. Die gelehrten Franziskaner in dem Collegium S. Bonaventurae zu Quaracchi bei Florenz waren dieser Empfehlung durch die umfassendsten Vorarbeiten zu einer neuen kritischen Ausgabe der Werke ihres in einziger Art hervorragenden Ordensbruders zuvorgekommen. Ueber die ersten Resultate dieser Vorarbeiten im Jahre 1882 und 1883 wurde im 92. Bd. dieser Zeitschrift unter „Monumenta Franciscana“ genauer Bericht erstattet. Jetzt hat diese erfreuliche Thätigkeit, die von der frischen Lebenskraft des Ordens Zeugniß ablegt, einen gewissen Höhepunkt erreicht. Nach dem Plane, welcher der neuen Ausgabe zu Grunde gelegt wurde, zerfallen Bonaventura's Werke in fünf Abtheilungen. Der Löwenantheil kommt der ersten Abtheilung zu, da sie die zur spekulativen Theologie gehörenden Arbeiten des Heiligen umfaßt, und diese erste Abtheilung ist nun durch den unermüdlichen Fleiß der Herausgeber mit dem 5. Band der opera omnia zum Abschlusse gelangt.[1]) Während

---

1) Doctoris Seraphici S. Bonaventurae S. R. E. episcopi cardinalis Opera omnia iussu et auctoritate R^mi P. Aloysii

die vier vorausgehenden Bände die Sentenzencommentare brachten, enthält der gegenwärtige die kleineren Werke: 1. Quaestiones disputatae de scientia Christi, de mysterio ss. trinitatis, de perfectione evangelica. 2. Breviloquium. 3. Itinerarium mentis ad Deum. 4. Opusculum de reductione artium ad theologiam. 5. Collationes in Hexaemeron. 6. Collationes de septem donis Spiritus S. 7. Collationes de decem praeceptis. 8. Sermones selecti de rebus theologicis.

Der „enorme Fleiß und die kritische Genauigkeit“ sowie die prachtvolle solide Ausstattung, die an den ersten vier Bänden allgemein gerühmt wurde, zeichnet auch diesen Band aus. Erhöhtes Interesse nimmt derselbe aber durch die zum erstenmale veröffentlichten Werke in Anspruch. Nicht blos die unter Nr. 1 und 6 namhaft gemachten Abhandlungen sind anecdota; auch die übrigen mit Ausnahme von Nr. 2. 3. 4 können als solche gelten, da sie in den früheren Ausgaben nahezu bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt und kritisch ungenau sich vorfanden. Insbesondere gilt dies von dem der Zeit nach letzten Werke Bonaventura's, den umfangreichen 23 Collationes in Hexaemeron, welche er zu Paris zwischen Ostern und Pfingsten 1273 vorgetragen hat und die nur durch Aufzeichnungen der Zuhörer auf uns gekommen sind. Hipler hat in seiner Vereinsschrift der Görresgesellschaft: „Die christliche Geschichtsauffassung“ (1884, S. 55) auf die Wichtigkeit dieser Vorträge aufmerksam gemacht und dabei bemerkt, daß „man gerade bei ihnen die Nothwendigkeit einer neuen kritischen Ausgabe von Bonaventura's Werken und die Wichtigkeit der von P. Fidelis a Fanna begonnenen und von P. Jeiler u. A. fortgesetzten schönen Edition von Quaracchi erkennt“.

---

a Parma totius ord. minorum S. P. Francisci ministri generalis edita studio et cura P. P. Collegii a S. Bonaventura ad plurimos codd. mss. emendata anecdotis aucta prolegomenis scholiis notisque illustrata. Tom V. LXIV et 696 p. fol. Ad Claras Aquas (Quaracchi) prope Florentiam ex typographia collegii S. Bonaventurae. 1891. Separat zu beziehen für 16 Mark.

ist. Mit aller Kraft verurtheilt er das bloße Wissen, das sich mit der Bethätigung des natürlichen Erkenntnißvermögens begnügt und die Wissenschaft als Selbstzweck betrachtet. In ihm sieht er „die Weisheit dieser Welt, von der er seine Zuhörer zur Weisheit Christi überführen will. Der Uebergang aber muß erfolgen durch die Uebung der christlichen Tugenden. Narrabo, sagt er unter Anwendung der Schriftworte auf sich, nomen tuum fratribus meis . . . et viris spiritualibus, ut a sapientia mundana trahantur ad sapientiam christianam. Praecessit enim impugnatio vitae Christi in moribus per theologos et impugnatio doctrinae Christi per falsas positiones per artistas". (Coll. I. 9.)

Mit Recht heißt es in dem den Collationen beigefügten durch geistige Frische ausgezeichneten Scholion aus der Feder unseres gelehrten deutschen Landsmannes P. Ignatius Jeiler: die Scholastik wäre von ihrer wunderbaren Höhe im 13. Jahrhundert nicht so schnell herabgestürzt, wenn die Lehren Bonaventura's in diesem Werke nicht von den meisten Vertretern derselben in der Folgezeit vernachlässigt worden wären. Gersons bekanntes Lob auf die Werke des seraphischen Lehrers gegenüber den Scholastikern seiner Zeit besagt dasselbe. Ebenso richtig dürfte aber auch sein, daß der Geist des Humanismus, wie er gegen Ende des 14. Jahrhunderts durch Petrarka zur erobernden geistigen Macht erhoben wurde, hier bereits seine entschiedenste Verurtheilung gefunden hat. Klarer kann der unversöhnliche Gegensatz zwischen der Weltanschauung des Humanismus und der des Christenthums nicht leicht ausgesprochen werden, als es hier von Bonaventura geschehen ist. Besondere Beachtung verdient die 19. Collation, worin der hl. Lehrer in großartigen, scharfen Zügen die ganze Methode des geordneten Studiums darlegt. Ein Professor der Theologie könnte das Studienjahr kaum mit einer passenderen Vorlesung, in der die Tugend der studiositas in lichtvollster Weise dargestellt wird, eröffnen.

Im Zusammenhange mit den Collationes in Hexaemeron stehen die Vorträge über die Gaben des hl. Geistes, die von einem andern gleichnamigen aber unächten Werke, das in den bisherigen Ausgaben der Werke Bonaventura's sich vorfand,

quaestiones disputatae ein Urtheil zu bilden. Von nicht geringem Werthe ist endlich der Nachweis von der Unechtheit mehrerer Werke, die bisher ohne Bedenken oder doch mit Wahrscheinlichkeit dem seraphischen Lehrer zugeschrieben wurden. Hiezu gehören: Centiloquium, Opusculum de ecclesiastica hierarchia, de IV virtutibus cardinalibus, Declaratio terminorum theologiae, Sermones XXXII de eucharistia, tractatus de studio divinarum literarum. Ein genauer Index vermehrt den bequemen Gebrauch dieses Bandes, der nach dem Gesagten auch für praktische homiletische Zwecke eine vorzügliche Quelle im wahren und besten Sinne des Wortes bietet. Ein Specialband ausführlicher Indices zu den vier ersten Bänden ist unter der Presse.

Der unansehnliche Ort Quaracchi hat durch diese Prachtausgabe wirklich seinen Namen (clarae aquae) zur That gemacht. Wie ein klarer frischer Bergquell strömt die Lehre des großen Scholastikers und Mystikers, „der stets das Licht der Wissenschaft in das Feuer der Liebe und in die Fruchtbarkeit des Lebens umzusetzen und seine Leser zum Genusse der Wahrheit zu bilden sucht", in diesen Bänden. Möge sie befruchtend auf katholisches Leben und Wissenschaft überall wirken! Den liebenswürdigen fleißigen Mönchen des idyllischen Quaracchi aber, das jedem Besucher Erinnerungen für's Leben mitgibt, möge die glückliche Vollendung des großartigen Werkes ebenso gelingen wie die Vollendung des ersten Theiles.

A. R. C. ss. R.

XXXVIII.

Zeitläufe.

Die neuen Erscheinungen in der Lage der äußern Politik.

1. Dreibund und „Zweibund".

Den 12. September 1891.

Als vor zwei Monaten der Präsident der argentinischen Republik in seinem amtlichen Bankerottbericht an den Congreß den Verlust des europäischen Capitals auf Eine Milliarde Pesos (gegen vier Milliarden Mark) bezifferte, die große Börsenpresse bei uns aber fast lautlos darüber wegeilte, da hat das conservative Hauptorgan in Berlin die Bemerkung gemacht: „Etwas Herzloseres als diese Hehlerei kann es nicht geben; aber vergeblich weist man darauf hin. Die Welt ist hypnotisirt; nichts mehr macht Eindruck auf sie. Gleichgültig und stumpf sieht sie zu, wie zu Grunde geht, was des Erhaltens werth ist, während das, was mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden müßte, üppig wuchert".[1])

„Hypnotisirt" auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, ja wohl! Und wie fest mußte die dämonische Einschläferung gewesen seyn, wenn nicht einmal ein Milliardenverlust die erschlafften Nerven aufzurütteln vermochte! „Hypnotisirt": das wäre in der That die richtige Bezeichnung für die Regierungszeit Bismarck's seit zwanzig Jahren. Ist sie jetzt

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 13. Juli d. Js.

angebahnte Freundschaft mit Rußland durch die neue Regierung, die „nicht wisse, wie diplomatische Geschäfte gemacht werden", unwiederbringlich zerstört sei. „Zur Zeit der letzten Begegnung des Czaren mit dem Fürsten Bismarck in Berlin im October 1888 waren die Beziehungen zwischen den beiden Reichen so gut, wie nur irgend zu wünschen stand, und der Czar brachte sein vollstes Vertrauen zu der damaligen Regierung, wie persönlich zum Fürsten Bismarck in unzweideutigster Weise zum Ausdruck". So erzählte er in seinem Hamburger Leibblatt.[1] Es gehört denn auch wahrlich nur ein geringes Maß von Unbefangenheit dazu, um zu erkennen, daß es dem Kanzler bei dem Abschluß des Bündnisses mit Oesterreich nur um ein augenblickliches glänzendes Auskunftsmittel zu thun war, dessen man sich nach Umständen wieder entledigen könnte:[2] und wer weiß, ob der Mann den geeigneten Augenblick nicht bereits ersehen hätte, wenn er noch am Ruder wäre?

Als der Czar damals vom Berliner Bahnhof abgefahren war, hatte der junge Kaiser den Kanzler zu sich in den Wagen zur Rückfahrt. Von diesem Beisammensein wird neuestens der Beginn der Spannung zwischen dem Monarchen und dem Minister datirt. Der Kanzler wollte überhaupt allein Herr sein auf dem Gebiet der auswärtigen Politik, und er befürchtete insbesondere unberufene Einmischungen in seine russischen Maßregeln durch den „jungen Herrn". Darum trat er mit aller Entschiedenheit gegen den Plan einer zweiten Reise des Kaisers nach Rußland zu den dortigen Manövern auf: der Mißerfolg ist denn auch richtig seiner Schadenfreude zu Gute gekommen. Ebenso wäre er aus Rücksicht auf Rußland gegen den Pariser Besuch der Kaiserin

1) Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 17. Juni d. Js.
2) Aus einem Artikel „Enthüllungen" in den Münchener „Neuesten Nachrichten", i. „Augsburger Postzeitung" vom 3. August d. Js.

Friedrich aufgetreten, wenn er noch im Rathe gesessen wäre. Um so dringender hätte er den zweiten geräuschvollen Besuch des Kaisers in England widerrathen, da in diesem Punkte die russischen Empfindlichkeiten augenscheinlich waren, und an einen Anschluß Englands an den Dreibund doch nicht zu denken sei. „Schon aus diesem Grunde", schrieb das Hamburger Leibblatt, „würde es räthlich seyn, durch Schonung unserer Beziehungen zu Petersburg Deutschland in einer Lage zu erhalten, die eine Verständigung mit Rußland, wenn eine solche dem deutschen Interesse entspräche, nicht aussichtslos erscheinen ließe". [1])

Inzwischen hatte der Besuch französischer Studenten bei der Ausstellung in Prag und der bei solchen Gelegenheiten übliche Ausbruch czechischer Ueberschwenglichkeit den Fürsten zu einer besonders gewichtigen Offenbarung veranlaßt. Der Altczechenführer Dr. Rieger hat einmal bemerkt, daß Deutschland unter der Bismarck'schen Regierung sich mit der slavischen Bewegung in Oesterreich nie, wie es seitdem geschehen, befaßt habe. [2]) Natürlich, man durfte ja bei Rußland nicht anstoßen durch eine Unfreundlichkeit gegen den Slavismus. Jetzt aber erschienen die nationalen Zwistigkeiten in Oesterreich, die „sich selbst bis in das Officierscorps hinein erstrecken", dem Fürsten höchst bedenklich. „Die Prager Excesse und frühere Vorgänge dieser Art", sagt das Hamburger Leibblatt, „lenken die Aufmerksamkeit auf die Gefahren, die aus der Unsicherheit der österreichischen nationalen Verhältnisse drohen. Sie verstärken den Eindruck, daß es unvorsichtig war, die beiden Stränge, die Deutschland früher auf seinem Bogen hatte, nicht zu behalten, sondern den russischen kurzweg zu durchschneiden."

Der Fürst nimmt also den Bruch mit seiner Drei-

---

1) Berliner „Germania" vom 30. Juli d. Js.

2) Wiener Correspondenz der „Kölnischen Volkszeitung" vom 13. August 1890.

friedlichem Wege zu dem großen orientalischen Ziele zu kommen.[1]) Das war ja die Bismarck'sche Fiktion. Erst da sie endgiltig als hinfällig erschien, und der Dreibund unter den neuen Umständen erneuert wurde, fühlte sich der Czar an die Wand gedrückt. Die Brücke wurde abgeworfen, die Thüre weit aufgerissen und Frankreich eingeführt unter einem Lärm an der Newa, wie an der Seine, der die Welt erschütterte.

Es ist sogar angenommen worden, daß bereits ein formeller Vertrag zu Papier gebracht worden sei. Gewiß nicht. Frankreich hat die offenkundigen Beweise erlangt, daß im Czarenpalast das Eis gebrochen, und der Czar vor seinem eigenen Volke verpflichtet ist, den Franzosen in aller Noth die gelobte Freundschaft zu bethätigen. Andererseits ist Rußland sicher, daß bei seinem ersten Kanonenschuß gegen Deutschland die ganze Macht Frankreichs zu Hilfe eilen wird. Kommt die kritische Zeit, wo die Ereignisse die Verwandlung der bestehenden Herzlichkeit zwischen beiden Mächten in ein formelles Bündniß erforderlich machen, dann kann der Vertrag bald auf dem Papiere stehen. Inzwischen mag sich der Czar in der Rolle des Mentors und Hüters gefallen, damit die überschäumende Leidenschaftlichkeit in Frankreich nicht Unvorsichtigkeiten begehe; in diesem Sinne ist in der That das neue Verhältniß bereits als „Zweiter Friedensbund neben dem Dreibund" bezeichnet worden. Buchstäblich ein blutiger Hohn. „Der Kriegszweck braucht nicht definirt zu seyn, aber er ist von russisch-französischen Verbrüderungs-Demonstrationen unzertrennlich, wie das Leben von der Luft, einfach deshalb, weil mit dem Friedenszweck nicht demonstrirt zu werden braucht, und weil es eines Bündnisses zum Schutze des Friedens, den Niemand bedroht, nicht bedarf, außer wenn dabei an eine besondere Art von Friede, an einen Frieden

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 8. August ds. Js.

in der orientalischen Frage zu England, Deutschland erklärte seine vollste Gleichgültigkeit in Bezug auf den Orient, um den Russen gefällig seyn zu können. Zu wundern ist nur, daß das Mißtrauen wenigstens des Einen und ersten Bundesgenossen nicht früher schon gegen die handgreifliche Täuscherei zum Ausbruche kam. Selbst dem liberalen Hauptorgane in Wien scheinen erst jetzt die Augen aufgegangen zu seyn. „Es ist doch ganz zweifellos, daß, als Fürst Bismarck seinen Posten verließ, die äußere Politik Deutschlands sich vor der Alternative befand, entweder auf Kosten seiner Bündnisse russische Zumuthungen zu erfüllen oder mit seinen Verbündeten näher an England heranzurücken, und dadurch der Tripelallianz eine unschätzbare Stärkung zu verleihen. Der deutsche Kaiser hat sich für das Letztere entschieden und das war die Wendung zum neuen Curse. Für Rußlands nimmer ruhende Begehrlichkeit ist die Gemeinschaft mit England und die Festigung der Tripelallianz eingetauscht".[1])

In Rußland hat man den Umschwung sofort verstanden. „Die einfache Erneuerung des Dreibundes, so wie er bisher bestanden, hätte die öffentliche Meinung Rußlands nur in sehr schwache Bewegung versetzen, und an den maßgebenden Stellen in Petersburg keinerlei neue Entschlüsse zeitigen können."[2]) Ist die entscheidende Wendung nun wirklich eingetreten, so lastet vor Allem auf Oesterreich nicht mehr der Alpdruck der Zweideutigkeit wie zuvor. Wer mit England gut Freund seyn will, kann nicht die Wege Oesterreichs im Orient durchkreuzen wollen. Hier ist es der natürliche Bundesgenosse Englands, und jetzt wieder ganz als solcher anerkannt. Schon aus Anlaß des brittischen Flottenbesuchs in Fiume hat das Leibblatt Lord Salisbury's erklärt: zu

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 4. Juli d. Js.

2) Aus einem Petersburger Briefe. Berliner „Kreuzzeitung" vom 10. Juli d. Js.

zu Paris sich zur gemeinsamen Behütung des türkischen Reiches vor den russischen Fängen mit Oesterreich durch feierlichen Vertrag verbunden haben, jetzt einander entgegengesetzte Stellungen einnehmen. Es ist ein Unglück, daß Frankreich jetzt sich für Rußland zum Handlanger im Orient hergeben wird. Aber hat nicht die preußische Politik sich vor 37 Jahren zuerst von der europäischen Gemeinsamkeit separirt und russische Dienste genommen? Man hat endlich in Berlin den russischen Dank dafür empfangen.

Denkt man wirklich nunmehr an die Sühne der Schuld, so ist es wenigstens gewiß, daß Fürst Bismarck auch dieser widerstrebte. Er wollte durchaus anstatt Frankreichs den Russen zur Seite stehen, und den Czaren nach Constantinopel geleiten. Die Geschichte der Reise Kaiser Wilhelm's nach Constantinopel ist jetzt halb vergessen. Der Kanzler war damals noch im Amte, und er verhehlte seinen Unwillen nicht über den unpolitischen Streich seines „jungen Herrn". Was habe Er beim Sultan zu thun und in fremdes Jagdrevier einzubrechen? In Petersburg war man derselben Meinung.

keit der religiösen Anschauungen zu suchen, welche die Völker jener Zeit erfüllten und trennten". Und auf derselben ersten Seite des ersten Kapitels steht die zweite ebenso haltlose Behauptung: „beide religiöse Parteien waren gleich schuldig an diesem wilden Kampfe". Diese wenigen Sätze genügen, um erkennen zu lassen, daß Gindely auf dem Gebiete des dreißigjährigen Krieges kein Führer ist, dem wir mit unbedingter Zuversicht folgen können.

Demgegenüber gereicht es uns zu großer Freude, den ersten Band einer ausführlichen quellenmäßigen Geschichte der wichtigsten Hälfte dieses Krieges zur Anzeige bringen zu können, zumal uns dieses neue Werk von so erprobter Meisterhand wie Onno Klopp gespendet wird. Es sind gerade dreißig Jahre vergangen, seitdem der berühmte Historiker in seinem bedeutenden Werke „Tilly im dreißigjährigen Kriege" den düstern Nebelkreis, der sich um den katholischen Feldherrn gelagert, in sein Nichts aufgelöst und uns die Heldengestalt desselben in ihrer ganzen Größe gezeigt hat. Eine Neubearbeitung des „Tilly" legte den Gedanken nahe, den Rahmen der Biographie zu einer Darstellung des ganzen Krieges zu erweitern, wenigstens der Periode des Krieges, in welche Tilly's ausschlaggebende Thätigkeit fällt.

Der Ausführung dieses Gedankens verdanken wir das neue Werk, welches den Titel trägt: „Der dreißigjährige Krieg bis zum Tode Gustav Adolfs 1632. Zweite Ausgabe des Werkes: Tilly im dreißigjährigen Kriege".[1]) Nach einem guten Ueber-

---

1) Paderborn, F. Schöningh 1891. XXIV und 633 S. Preis 10 Mk. Das ganze Werk wird drei Bände umfassen. Der nicht absolut, wohl aber relativ für den besonders interessirten Leserkreis zu hohe Preis wird der weiteren Verbreitung des Werkes leider nicht besonders förderlich sein. Es scheint uns überhaupt eine ganz verfehlte Spekulation katholischer Buchhändler zu sein, daß sie die Preise mancher Bücher für die hauptsächlich in Betracht kommenden Kreise zu hoch ansetzen. Das Risiko ist dabei allerdings kleiner, aber die Verbreitung der besseren Werke und somit der Wahrheit wird dadurch beeinträchtigt, und die Buchhändler selbst sorgen so am meisten für die dauernde Vergrößerung ihres Bücherlagers — durch Ladenhüter.

XL.

Dr. Johann Eck und das kirchliche Zinsverbot.

III.

Tractatus de contractu quinque de centum.

Positiver Theil.

Es bedarf wohl keines Nachweises, daß die drei Contrakte, aus denen sich der contractus trinus zusammensetzt, für sich erlaubt sind. Niemand wird den einfachen Gesellschaftsvertrag verbieten wollen. Ebenso darf ein Kapital assekurirt werden. Endlich ist es ohne Zweifel gestattet, einen unsichern Gewinn gegen einen fixen Betrag zu verkaufen. Wir argumentiren nun so: Wenn ein Contrakt nur Erlaubtes und sich nicht Widersprechendes umfaßt, dann ist er zulässig; das trifft beim contr. tr. zu; ergo. Oder: Titius darf offenbar mit A einen Gesellschaftsvertrag eingehen. Dann kann er an B den unsichern Gewinn, der ihm aus der Gesellschaft mit A voraussichtlich zufällt, gegen feste 7% verkaufen. Zuletzt kann er mit C vertragsmäßig dahin übereinkommen, daß dieser gegen eine Gratifikation von 2 oder 3 Procent die Versicherung des Kapitals übernimmt. Was nun mit A, B und C successiv gestattet ist, das wird doch wohl mit C allein und zumal erlaubt sein. Wir könnten uns mit dieser Beweisführung begnügen. Die Wichtigkeit der Sache fordert aber, daß wir mehr ins Einzelne gehen.

1) Die innerliche Berechtigung der Kapitalsassekuration.

2) Die Kapitalsassekuration ist in den Institutionen gestattet. Die Institutionen § et adeo de societ. erklären es für erlaubt, wenn Jemand im Gesellschaftsvertrage einen Theil des Gewinnes erhebt und das ihn treffende Risiko gegen eine geziemende refusio vertragsmäßig einem andern Genossen überträgt. Wir folgern daraus, daß die von uns vertheidigte Kapitalssicherung im contr. trin. gestattet ist. Wir wissen nun allerdings, daß gar viele Doktoren, unter denen sich unsere Gegner befinden, den Paragraph nicht vom Kapitalisten, sondern vom Unternehmer verstehen. Wir können aber dieser Auffassung nicht beipflichten. Wenn Kressus meint, der § et adeo gebe dem Unternehmer, wenn er mit einem eigenen Kapitale am Geschäfte sich betheiligt habe, das Recht, das Risiko für diesen Geschäftstheil dem Andern zu übertragen, so schlägt er sich selbst und gibt wider Willen für unsere These Zeugniß.

Es ist noch eine andere schiefe Auffassung des § et adeo hier zu berühren. Man sagt, der § et adeo sei deßhalb in die Institutionen aufgenommen worden, weil der Unternehmer sonst auch für das Kapital des Andern pro rata zu haften hätte. Das ist unwahr. Im Gesellschaftsvertrage findet nur eine communicatio usus, nicht eine communicatio domini statt, wie Ilsung ganz richtig bemerkt. Ist das Unternehmen ein unglückliches, dann verliert der Kapitalist den Ertrag des Kapitals bezw. das Kapital selbst, der Geschäftsmann aber büßt den Lohn für seine Arbeit ein, sonst nichts. Damit ist beiderseits die Billigkeit gewahrt.

3) Die Institutionen und der fixe Gewinn. Die Erlaubtheit eines fixen Gewinnes ist aus inst. l. cum duobus § item ex facto pro soc. nachweisbar, wo es unter Anderm heißt: quibus distractis pecuniam victor cum certa quantitate reciperet. Kressus glaubt dem einfachen Wortlaut entgegen den Ausdruck quantitas im Sinne von quottitas nehmen zu sollen. Ein Grund dazu ist nicht ersichtlich. Das folgt auch aus ib. l. si margaritam, wo nachstehender

gesprochen werden. Aber auch der Kaufmann hegt keine wucherischen Absichten. Er empfängt nicht, sondern gibt ultra sortem; es hieße doch wohl dem Verstande unserer Kaufleute zuviel zumuthen, wenn man ihnen die Absicht beilegen wollte, sich selbst zu betrügen. Ich staune über jene läppischen Wuchercensoren, die mehr aus Haß, denn aus Verstand über die Kaufleute den Stab brechen. Die Kapitalisten lassen diese einfältigen Menschen ungeschoren und doch läge, wenn man beim contr. tr. überhaupt von Wucher sprechen könnte, der Wucher viel eher bei Titius als bei Cajus. Wie man den Kaufmann, der alle Lasten übernimmt, auf seine Gefahr hin und mit seiner Arbeit das Geschäft führt und dem Kapitalisten die gewiß billige Gewinnsumme von 5% hinausbezahlt, einen Wucherer nennen kann, ist nur bei Neidhämmeln verständlich, denen die Reichthümer der Kaufleute beschwerlich fallen oder welche anders urtheilende Doktoren nicht ausstehen können.

5) Der contr. tr. und das kirchliche Recht. Wir sind der Ansicht, daß der contr. tr. in c. per vestr. extra. de don. inter vir. et uxor. ausdrücklich gebilligt ist. Dort handelt es sich um folgenden Fall: Ein Mann ist am Abhausen und die Frau will für ihr eingebrachtes Gut eine Sicherheit, damit es nicht verloren gehe. Der Papst erlaubt nun der Frau, daß sie vom Manne wenn möglich eine Caution sich geben läßt oder aber ihre Habe einem Kaufmann überreicht, damit so der Mann die Ausgaben des ehelichen Lebens bestreiten kann. In diesem Falle intendirt der Papst offenbar die Sicherheit der dos und einen jährlich anfallenden Gewinn, Momente, die ganz analog beim contr. trinus sich wiederfinden.

6) Der 5% Zins beruht auf einem wahren Interesse. Wer immer bei einer Forderung ultra capitale ein wahres Interesse darthun kann und nicht bloß vi mutui Forderungen stellt, ist kein Wucherer. Nun treibt Cajus im Auftrage des Titius mit dessen Gelde Handel. Ohne Zweifel hat

Hohne und zu ihrem eigenen Schaden einen 5% Zins an ihre Schuldner zahlen würden.

d) Das Mutuum hat nur den Zweck, fremder Noth abzuhelfen. Der contr. tr. aber dient ausschließlich produktiven Zwecken.

e) Das wucherische Mutuum saugt den Schuldner aus. Der contr. tr. fördert aber den Wohlstand der Unternehmer. Woher käme denn der sprichwörtliche Reichthum unserer Kaufleute?

f) Endlich bringt das Mutuum einen Eigenthumswechsel mit sich. Im contr. tr. dagegen bleibt Titius Herr seines Kapitals.

8) Der contr. tr. ist seiner Substanz nach eine Gesellschaft. Die Gesellschaft wird definirt als duorum vel plurium conventio honeste contracta ob commodiorem usum et uberiorem quaestum. Das formale Moment ist die Uebereinkunft, das materielle sind die Contrahenten, das finale Moment liegt in der Absicht, Geld zu erwerben. Alle diese Momente finden sich im contr. tr. Somit kann von einer usura in diesem Vertrage überhaupt nicht geredet werden. Man entgegnet, daß auch in der Gesellschaft häufig Kaufleute ruinirt werden und eine usura denkbar ist. Ich lehne das letztere Argument einfach ab, weil nur beim Mutuum und beim Kaufe eine usura möglich ist. Wenn aber hie und da Kaufleute abhausen, so sind hiefür verschuldete oder unverschuldete Umstände verantwortlich, nie aber der contr. tr.

9) Alle äußeren Indicien bekennen den contr. tr. als Gesellschaftsvertrag. Handelt es sich um einen Vertrag, von dem es zweifelhaft ist, ob man ihn dem Mutuum oder dem Gesellschaftsvertrag zuweisen soll, so hat man sich an den Namen des Vertrags zu halten, und ist der Vertrag nicht benannt, so hat man ihn nach den Regeln jener Vertragsform zu beurtheilen, welcher er mehr entspricht. Der contr. tr. wird aber entweder ein Gesellschaftsvertrag genannt oder er läßt in seinen Momenten offenbar die Gesellschaft

Sie haben nur die eine Gefahr zu befürchten, daß der Kaufmann abhaust. Dieser Gefahr können sie vorbeugen, wenn sie ihr Geld nur in soliden Geschäften anlegen.

c) Der contr. tr. ist ein Liebeswerk. Denn durch ihn werden die Unmündigen, die Wittwen und so manche treffliche Bürger einer Menge von Verlegenheiten zum Besten des Staates entrissen.

d) Er fördert das öffentliche Wohl, indem er einen reichen Bürgerstand schafft, wie wir es in Augsburg so deutlich sehen.

e) Er beseitigt jene widrigen Zwiste und Streitigkeiten, die der reine Gesellschaftsvertrag so gerne im Gefolge hat.

f) Er beugt allen Betrügereien vor, die sonst bei reinen Gesellschaftsverträgen nicht selten zu beklagen sind.

g) Auch schadet er Niemanden — nicht dem Kapitalisten, noch weniger dem Kaufmanne, bei dem allein man von Schaden reden könnte.

h) Der Vertrag ist deßhalb auch bei uns allgemein beliebt. Seit mehr als 40 Jahren benützen ihn die edelsten Männer und Frauen, Gelehrte und Bürger. Diese Gewohnheit spricht offenbar zu seinen Gunsten, was auch unsere Gegner nicht abstreiten können.

12) Der contr. tr. war bisher ungeahndet. Wir müssen schließlich auf die Thatsache hinweisen, daß bisher noch Niemand wegen dieses Contraktes von der hl. Communion zurückgewiesen oder des kirchlichen Begräbnisses beraubt worden ist. Niemand hat noch von den Anhängern des Contraktes oder von deren Erben Restitution verlangt; ihre Testamente wurden weder vom kirchlichen noch vom weltlichen Richter angefochten. Man bemerkt nicht einmal eine Spur von den Strafen, die über die Wucherer von der Kirche verhängt werden und deren Execution sogar unter der Strafe der Suspension gefordert ist.

ſicherung beſeitigt aber dieſe Gefahr des Kapitaliſten. Somit iſt ſein Gewinn ein wucheriſcher.

d) Die Natur der Geſellſchaft bringt es mit ſich, daß die Gefahr eine gemeinſame ſei. Durch die Aſſekuranz des Kapitals wird daher der Geſellſchaftsvertrag aufgehoben und ein Mutuum geſchaffen, das im contr. tr. ein wucheriſches iſt.

Die Widerlegung fällt uns nicht ſchwer.

ad a) Wir läugnen nicht, daß ſich viele Rechtslehrer gegen die Aſſekuranz ausſprechen; allein ſie haben ſtets nur Fälle im Auge, in welchen dem Aſſekuranten keine oder keine hinreichende Entſchädigung für das übernommene Riſiko zu Theil wird.

ad b) Die Concluſion iſt falſch, weil im contr. tr. das Eigenthum über das Kapital nur communicative, nicht abdicative übertragen wird. Denn ein Aſſekuranzvertrag hebt doch offenbar das Eigenthum über den verſicherten Gegenſtand nicht auf.

ad c) Man darf den engliſchen Lehrer nicht ſo verſtehen, als ob er das Riſiko als Princip des Gewinnes anſehe. Die citirte Quäſtion ſagt deutlich, daß die erſte Quelle des Gewinnes im Eigenthume liegt. Die Uebernahme der Gefahr ſchafft nur einen acceſſoriſchen Gewinn.

ad d) Wir geben zu, daß die Gemeinſamkeit der Gefahr zur Natur der Geſellſchaft gehört. Daraus folgt aber nicht, daß nicht Beſtimmungen getroffen werden können, welche den Geſellſchaftsvertrag erweitern und ergänzen; iſt es doch auch beim Mutuum zuläſſig, daß der Mutuant vertragsmäßig das Riſiko für das Darlehen übernimmt.

Eine zweite Reihe von Einwürfen lautet:

a) Der contr. tr. iſt eine ſchwere Ungerechtigkeit gegen die Kaufleute. Durch das Riſiko, welches ſie zu tragen haben, übernehmen ſie die Pflicht, das Kapital zu erſetzen, auch wenn es ohne die geringſte Schuld ihrerſeits ganz oder zum Theil verloren gegangen iſt. Demgegenüber fällt wahrhaftig der Hinweis auf den ihnen überlaſſenen Gewinnüberſchuß nicht ins Gewicht.

b) Aber auch zugegeben, daß dieſes Riſiko und alles Andere, was ſonſt noch an Sorgen und Laſten der contr. tr.

2) Es ist unerlaubt, einen bestimmten Gewinn zu stipuliren.

Es lassen sich für diesen Satz folgende Gründe vorbringen:

a) Ein fixer Gewinn ist der Gesellschaft unnatürlich und verräth deutlich die Verwandtschaft des contr. tr. mit dem wucherischen Mutuum.

b) Der contr. tr. ist wegen der Forderung eines bestimmten Gewinnes präsumtiv wucherisch, denn diese Forderung ist etwas durchaus Ungewöhnliches.

c) Es gehört zum Wesen der Gesellschaft, daß Gewinn und Verlust proportional getheilt werden. Dieses Moment wird durch die Fixirung des Gewinnes beseitigt. Wir schließen deßhalb mit Recht auf einen Wuchercontrakt.

d) Wer vertragsmäßig einen festen Gewinn fordert, gilt nach allgemeiner Anschauung als ein Wucherer. Umsomehr muß diese Anschauung zutreffen, wenn mit der Gewinnsicherung noch die Kapitalsassekuration sich verbindet.

Darauf haben wir zu erwidern:

ad a) Was der einfachen Gesellschaft entspricht, muß nicht auch in der societas mixta vorhanden sein. Uebrigens ist auch im contr. tr. der Gewinn ratione societatis kein bestimmter. Der contr. tr. als Gesellschaft bringt Cajus einen unbestimmten Gewinn; erst durch die beigefügten Pakte, die ebensogut mit fremden Personen abgeschlossen werden könnten, wird der Gewinn aus einem unbestimmten zu einem bestimmten.

ad b) Wir lehnen mit aller Entschiedenheit die Behauptung ab, daß Alles, was ungewöhnlich ist, als schlecht präsumirt werden muß. Wohin würden uns da die Consequenzen führen? Dann bestreiten wir, daß der contr. tr. etwas Ungewöhnliches sei. In Augsburg ist er bei allen Kaufleuten üblich und Männer, die auch nicht der Schatten eines Vorwurfs treffen kann, machen von ihm seit vielen Jahren Gebrauch.

ad c) Der contr. tr. enthält eine virtuelle Gewinntheilung. Denn der Fall wäre ganz analog, wenn zuerst eine dem gewöhnlichen Gesellschaftsvertrage entsprechende Theilung geschehen wäre und Titius dann seinen Antheil verkauft hätte.

Uebergang des Eigenthums fort, dann kann von keinem Mutuum die Rede sein. Pocht man dann auf die Restitution des Kapitals in genere, die der contr. tr. mit sich bringt, so ist zu erwidern, daß dieselbe Restitution auch beim einfachen Gesellschaftsvertrag sich findet. Diesen wird man aber doch nicht deßwegen ein Mutuum nennen. Ebenso verlangt auch der einfache Gesellschaftsvertrag unnachsichtlich die Restitution des eingelegten Kapitals, wenn dasselbe am Ende des Vertrags vorhanden ist.

ad b) Die Definitionen der Rechtslehrer sind deßwegen nicht anwendbar, weil wie gesagt gerade der wichtigste Umstand, nämlich der Eigenthumswechsel nicht statthat. Der contr. tr. kann auch kein unbenannter Vertrag geheißen werden, weil er offenbar eine Gesellschaft ist. Man könnte ihn allenfalls wegen der Assekuration zu den unbenannten zählen. Allein die Assekuration hat erst recht nichts mit dem Mutuum zu schaffen. Endlich negiren wir, daß der contr. tr. in seiner Substanz umstritten sei. Titius und Cajus intendiren offenbar eine societas zu Geschäftszwecken. Wenn sie nicht den einfachen Gesellschaftsvertrag wählen, so ändert das nicht ihre primäre Absicht, sondern beeinflußt nur Nebenzwecke.

Propst Kressus aus Nürnberg gibt sich mit dieser Beweisführung nicht zufrieden, sondern bringt uns unter Anderm folgende neue Schwierigkeiten:

a) Den Contrahenten des contr. tr. ist es nur darum zu thun, die Schranken des Mutuum in möglichst harmlos erscheinender Form zu umgehen.

b) Es ist für einen unbefangenen Denker unverständlich, wie man von einem Unterschiede zwischen dem Wucherdarlehen, und dem contr. tr. sprechen kann. Leiht Eckeboldus an Cajus 300 fl. mit der Verpflichtung, daß er ihm nach einem Jahre 315 fl. heimzahlt, so gilt er als ein Wucherer. Thut Titius ganz dasselbe in der Form des contr. tr., dann soll es erlaubt sein. Das mögen Andere verstehen.

c) Titius kümmert sich nicht im Mindesten um den Geschäftsbetrieb seines Schuldners; ihm ist nur an seinen 5 Procent

Wir befinden uns da ganz im Einverständnisse mit Summerhard. Der Hinweis auf die societas leonina ist kleinlich. Denn die äsopische Fabel paßt nur dann, wenn der Kapitalist seinen Schuldner ausbeutet und bei der Gewinnvertheilung den Löwenantheil für sich wegnimmt. In unserm Falle aber vertheilt der Schuldner Cajus den Gewinn. Der Antheil des Titius ist nicht übermäßig und daß Cajus nicht zu kurz kommt, beweist der Wohlstand unserer Kaufleute.

ad b) Nimmt man einmal an, daß der contr. tr. eine Gesellschaft ist, dann hat man kein Recht mehr, von Wucher zu reden, weil die Begriffe societas und usura sich gegenseitig ausschließen. Noch weniger läßt sich von einer Betrügerei reden. Der Betrogene könnte nur der Zinsgeber, also Cajus sein Nun hat aber Titius nur auf Veranlassung des Kaufmanns sich zum contr. tr. verstanden. Oder legen es vielleicht die Augsburger Kaufleute darauf an, sich selbst recht tüchtig zu betrügen?

Unsere Gegner wenden mitunter auch ein, das Geld sei unfruchtbar; nur die Arbeit werde nutzbringend. Nehme also Titius 5% im contr. tr., dann ziehe er aus fremder Mühe und Arbeit Gewinn und das mache den Contrakt zu einem Wuchervertrag.

Allein auch im einfachen Gesellschaftsvertrage beansprucht der Kapitalist einen Gewinn, ohne an der Arbeit sich zu betheiligen. Der Einwurf beruht überhaupt auf einer ganz falschen Anschauung vom Gelde. Das Geld ist freilich nicht fruchtbar an sich als res artificialis, wohl aber insoferne es in den Gebrauch des Menschen kommt. Mit einem Hause ist es analog. Tausend Häuser bringen nicht ein einziges Hüttchen hervor. Werden sie aber vom Menschen benützt zur Wohnung, dann werfen sie einen Gewinn, den Miethzins, ab. Wie die Feldfrüchte ein Produkt des Bodens und der bäuerlichen Arbeit sind, so entspringt auch der Gesellschaftsgewinn aus den beiden Elementen: Kapital und Arbeit. Beide Faktoren lassen sich nicht trennen. Initiative producirt das Kapital; es ist der Grund und Boden der Gesellschaft. Ohne Kapital gibt es keinen Gesellschaftsgewinn. Die Arbeit tritt aber completive an das Kapital heran, wie auch der Boden ohne die bäuerliche

Arbeit steril bleibt. Deßwegen ist der Gewinn virtuell im Gelde enthalten und wer also die commoditas seines Kapitals einem Andern zur produktiven Thätigkeit überläßt, kann, ohne die Wuchersünde zu begehen, einen Theil des Geschäftsgewinnes für sich beanspruchen.

5) Der contr. tr. ist wucherisch.

Man argumentirt so:

a) Die Intention des Titius geht dahin, aus dem usus pecuniae einen Gewinn zu entnehmen. Das ist aber untersagt. Denn bei den Consumptibilien, zu welchen nach dem hl. Thomas s. theol. 2. 2. qu. 78 art. 1 das Geld gehört, fällt der Gebrauch der Sache und das Eigenthumsrecht zusammen. Uebergibt also Titius sein Kapital dem Kaufmann Cajus, so darf er nicht sein Eigenthum zurückfordern und zugleich einen fünfprocentigen Zins verlangen. Das hieße eine Sache zweimal verkaufen.

b) Titius hat den complicirten contr. tr. nur ersonnen, um seinem Schuldner, den er durch die einzelnen im contr. tr. enthaltenen Verträge nicht gut übertölpeln könnte, schlauer Weise beizukommen.

c) Die Absicht des Titius, den Cajus auszunützen, ergibt sich aus der folgenden Supposition ganz evident: gesetzt nämlich, Cajus würde von Titius verlangen, er solle ihm den verbleibenden Gewinnüberschuß gegen sichere 3% abkaufen, so würde Titius ohne Zweifel dieses Ansinnen ablehnen.

Unsere Antwort lautet:

ad a) Genau gesprochen empfängt Titius 5% nicht wegen des usus pecuniae, sondern wegen der Nutzung, deren sein Geld fähig ist. Der Einwurf läßt sich aber noch auf eine andere Art erledigen. Der Gebrauch des Geldes nützt nur seinem Herrn. Deßwegen ist eine Zinsforderung beim Mutuum, bei dem das dominium übertragen wird, eine wucherische. Bei andern Verträgen dagegen, und zu diesen zählt der contr. tr., bleibt der Kapitalist Eigenthümer seines Kapitals, gebraucht also das Geld in gewissem Sinne persönlich und darum steht ihm auch der aus der commoditas suae pecuniae resultirende Gewinn zu.

ad b) Die Voraussetzungen dieses Einwurfes sind unrichtig. Denn der contr. tr. ist nicht eine Erfindung der Kapitalisten sondern der Kaufleute.

ad c) Auch diese Annahme widerlegt sich, wenn man die colossalen Reichthümer der Kaufleute betrachtet, die sie dem contr. tr. verdanken.

6) Der contr. tr. ist skandalös und öffnet dem Wucher Thür und Thor.

Dieser Angriff gegen den contr. tr. stützt sich auf folgende Behauptungen:

a) Den contr. tr. machen nicht bloß die den Gesellschaftsvertrag modificirenden Zusatzverträge höchst verdächtig, sondern auch die Thatsache, daß die Männer der Wissenschaft, Dr. Ilsung ausgenommen, nichts mit dem Vertrage zu schaffen haben wollen. Ehrliche Leute fühlen sich durch den Vertrag abgestoßen.

b) Die Präsumption der Erlaubtheit ist offenbar gegen den Vectrag, weil ihn nahezu alle Doktoren verwerfen. Somit setzt sich Titius der allerschwersten Gefahr aus zu sündigen, und wer die Gefahr liebt, geht darin zu Grunde. Eccli. III. Außerdem verlangt es die gesunde Moral, daß man in Fällen, wo die Unerlaubtheit weit besser begründet ist oder wo wenigstens ein dubium aequilibre vorliegt, sich für die strengere Meinung entscheidet: pars tutior est sequenda. Das ist nicht bloß guter Rath, sondern Pflicht. Titius aber handelt gegen dieses Moralprincip, sündigt also schwer.

c) Unterscheiden sich zwei Contraktarten nicht nach ihrer äußeren Erscheinung, sondern nur nach der Intention der Contrahenten, wie es beim contr. tr. und dem wucherischen Mutuum der Fall, die ihren äußeren Momenten nach sich vollkommen decken, dann ist ein Aergerniß gegeben. Denn der Nächste, dem die Intention der Contrahenten nicht bekannt ist, kann auf diese Weise sehr leicht versucht werden, das Beispiel des Titius mit sündhafter Absicht nachzuahmen und was die heilige Schrift vom Aergernisse bei Math. 18 sagt, ist zu gut bekannt. Zudem muß man für die eigene Ehre sorgen und darf dieselbe nicht durch einen zweideutigen Vertrag in Verruf bringen.

d) Der contr. tr. fördert den Wucher.

Diffamation betrifft, so ist dieselbe schon deßhalb nicht zu besorgen, weil der contr. tr. allgemein in Uebung ist und als erlaubt gilt.

ad d) Wird der contr. tr. so gehandhabt, wie es in Augsburg der Fall ist, und unter den Cautelen, die wir annehmen, so ist nicht ersichtlich, wie dadurch der Wucher gefördert werden sollte. Der Wucherer geht auf einen fetten Zins aus; 5% sind aber nicht besonders verlockend. Uebrigens kann der beste Vertrag mißbraucht werden. Wir sehen das am Rentenkauf. Der Rentenkauf ist unserer Meinung nach viel verlockender zum Wucher als der contr. tr.

Schließlich mögen noch einige untergeordnete Einwürfe beleuchtet werden. Sie lauten:

a) Die Nächstenliebe verpflichtet uns, auch gute oder indifferente Handlungen, wenn dieselben unseren Mitmenschen Anstoß geben, zu unterlassen nach dem Beispiele Pauli 1 Cor. 8. Titius würde also weit besser im Interesse seines Nächsten den contr. tr. unterlassen.

b) Es mag sein, daß der contr. tr., wenn alle Cautelen beobachtet werden, erlaubt ist. Allein die Klugheit sollte Dr. Eck bestimmen, den contr. tr. nicht öffentlich zu vertheidigen. Viele halten sich eben nicht an diese Cautelen und dann hat der Wucher freien Laufpaß.

c) Endlich ist nicht zu verkennen, daß der contr. tr. die Liebesthätigkeit, die dem Mutuum eigen ist, schmälert.

Darauf entgegnen wir:

ad a) Wer ein gutes oder indifferentes Werk vollbringt, gibt ein aktives Aergerniß; das passive Aergerniß entspringt entweder aus der Bosheit unseres Nebenmenschen und dann haben wir es als ein pharisäisches nicht zu beachten, oder aus der Schwäche und Unwissenheit desselben. In einem solchen Falle ist eine gute Handlung womöglich aufzuschieben, eine indifferente Handlung hat womöglich so lange zu unterbleiben, bis der Nächste hinreichend belehrt ist. Beim contr. tr. besteht aber weder ein aktives noch passives Aergerniß, da der Vertrag genau bekannt ist und hochgeschätzt wird. Würde sich aber doch

Das ist der Inhalt des Traktates über den contractus trinus. Berücksichtigt man die höchst harmlose These dieses Traktates und vergleicht man damit die ungeheuerlichen Verdächtigungen, denen Eck in Folge dieser These bis in die jüngste Zeit ausgesetzt war, so muß man billig staunen.

Das 19. Jahrhundert hat sicher kein Recht, einen Stein auf Eck zu werfen. Würde jetzt ein Professor mit der Behauptung auftreten: Wer ein Kapital in ein kaufmännisches Geschäft leiht und dafür einen wenn auch noch so bescheidenen Zins verlangt, ist ein Wucherer — ein solcher Mann dürfte des Gelächters seiner Zeitgenossen sicher sein. Warum lästert man nun Eck wegen einer Sache, die heutzutage Jedermann für selbstverständlich hält? Eck vertheidigte einen fünfprocentigen Zins, wenn Kapitalien in kaufmännischen Geschäften angelegt werden, nicht mehr und nicht weniger. Der Unterschied zwischen uns und ihm ist nur der, daß wir unbeengt von Vorurtheilen einer befangenen Mitwelt frank und frei von Darlehen sprechen können; Eck dagegen mußte den Umweg des contractus trinus wählen, um mit uns nach vielen Mühen am gleichen Ziele anzukommen.

Leichter begreiflich ist es, wenn Eck von vielen seiner Zeitgenossen der Vertheidigung des Wuchers beschuldigt wurde. Für sie galt der Satz nahezu als ein Dogma, daß das Geld consumptibler Natur sei, also von einem Darlehen kein Zins erhoben werden könne. Diese Auffassung hatte für sich den Vortheil einer tausendjährigen Tradition. Nun kam Eck und stellte folgende Antithese auf: Wer einem Kaufmann 1000 fl. als Darlehen (mutuum) gibt und dafür jährlich 5% Zins verlangt, ohne ein Interesse darthun zu können, ist ein Wucherer. Wer dagegen mit demselben Kaufmanne den contractus trinus abschließt und ihm servatis servandis 1000 fl. gegen Uebernahme der Kapitalsversicherung und einen fixen fünfprocentigen Zins anvertraut, ist kein Wucherer. Seine Gegner konnten ihm entgegnen, daß der contractus trinus dem Mutuum aufs Haar gleiche und

daß die Berufung auf das sogenannte Interesse nicht die Kraft habe, das Wort der Bibel, wie sie dasselbe verstanden und wie es Tausende vor ihnen interpretirt hatten, zu beschränken. Klebt man am Buchstaben der hl. Schrift und betrachtet man die Zinspraxis der Kirche in den Zeiten niederer Cultur und einer tiefer stehenden volkswirthschaftlichen Entwicklung als absoluten Maßstab für alle Zeiten, dann muß man den Gegnern Ecks allerdings Recht geben. Wir theilen diesen Standpunkt nicht und deßhalb hat für uns das Geschrei, das beim Auftreten Ecks, namentlich in den Kreisen der Humanisten, gegen ihn erhoben wurde, nur die Bedeutung, die allen Regungen gegenüber den berechtigten Forderungen des volkswirthschaftlichen Bedürfnisses im Laufe der Jahrhunderte beizumessen ist. Man feindete diejenigen an, die es verstanden, mit freiem Geistesfluge sich über den beschränkten Standpunkt ihrer Zeit zu erheben, und Sätze vertheidigten, die das praktische Leben gebieterisch diktirte. Es entwickelten sich heiße Kämpfe. Schließlich aber gab die Kirche und die Wissenschaft diesen ihrer Zeit voraneilenden Männern und den von ihnen ausgesprochenen Sätzen Recht.

Wir halten es deßwegen an der Zeit, daß man endlich die Invektiven gegen Eck wegen seiner Haltung in der Zinsfrage aufgibt und ihm die Achtung, wir wollen nicht sagen die Bewunderung, einräumt, die er reichlich verdient.

XLI.

Zur Geschichte Irlands am Ende des vorigen Jahrhunderts.

2. Religiöser Fanatismus. Verschärfung der Gegensätze unter den politischen Parteien.

Die Bangigkeit, mit welcher man in den regierungsfreundlichen Kreisen der Ankunft des neuen Statthalters, des Lord Camden, entgegensah, die Furcht vor einem Aufruhr in Dublin, der jedoch glücklicherweise unterblieb, waren keine guten Vorzeichen für die neue Regierung. Der Angriff des Pöbels auf den Kanzler Lord Fitzgibbon und den Primas, der Ausbruch eines Aufruhrs am Abend desselben Tages nach dem Ende der Prozession zeigten deutlich die Stimmung des Volkes. Lord Camden, ein schwacher unselbständiger Mann, und Pelham, sein Oberstaatssekretär, der wenigstens eine größere Erfahrung in irischen Angelegenheiten besaß, waren nicht geeignet, in den stürmischen Wogen das Steuer zu führen, und ließen sich deshalb von der Clique Fitzgibbon, Beresford, welche ihren Rückhalt an der nächsten Umgebung Pitts hatte, treiben und leiten.

Bei Männern, wie Fitzgibbon, Beresford, höhere Beweggründe zu suchen, wie Patriotismus, Anhänglichkeit an ihre Religion, hieße ihnen Tugenden beimessen, welche sie im Ernste nie beanspruchten, hieße die Beweggründe für ihr Thun, welche zu Tage liegen, verkennen. Es ist offenbar, daß diese Männer, von Habsucht und Herrschsucht verleitet, einen Bürger- und

Religionskrieg in Irland entzündeten, daß sie alle, welche dem Uebel Einhalt zu thun versuchten, als Verräther oder Feinde der Regierung darstellten. Die größere Schuld trifft jedoch nicht sie, denn sie wollten ja kaum mehr sein, als Werkzeuge in der Hand eines Stärkeren, sondern das englische Ministerium und vor allem Pitt, dessen Talente uns nicht blind machen dürfen gegen seine Laster.

Die geheimen Instruktionen, welche Lord Camden gegeben wurden, blieben, wenn sie nicht von Pitt diktirt waren, demselben jedenfalls nicht unbekannt. In denselben heißt es unter anderem: „Der Statthalter muß die einflußreichsten Personen überzeugen, daß die in Aussicht genommenen Concessionen an die Katholiken, wenn sie nicht ganz unbedeutend sein sollen, das protestantische Uebergewicht zerstören. Er muß die Protestanten gegen die Katholiken einnehmen. Er muß selbst in einem Ton entschiedener Feindseligkeit gegen die Katholiken auftreten, aber zu gleicher Zeit den Protestanten bedeuten, daß er ohne ihre Mitwirkung nicht erfolgreich widerstehen könne; daß er, wenn die Protestanten ihn unterstützen, bereit ist alles aufzubieten, um die Katholiken vom Sitz- und Stimmrecht im Parlament auszuschließen (cf. Lecky S. 102, Portland an Camden 26. März 1795).

In demselben Briefe wird der Statthalter ermahnt, die Katholiken durch Gründung von Seminarien und Besoldung der Priester zu gewinnen zu suchen, mit andern Worten: man wollte die Laien und Priester entzweien, man wollte die Priester jedes religiösen Einflusses auf's Volk berauben was sicherlich geschehen wäre, wenn die katholischen Bischöfe dieses Danaergeschenk angenommen hätten.[1])

1) Nichts ist häufiger in den Reden und Depeschen englischer Staatsmänner als die Klage, daß die katholischen Priester ihre Pflicht, Gehorsam gegen die bestehenden Obrigkeiten zu predigen, so schmählich vernachlässigten, und daß auf der andern Seite das Volk auf die Priester, welche ihre Pflichten gegen die Regierung

Man ging noch weiter und bestach katholische Priester wie z. B. den Exbettelmönch O'Leary, der gegen ein Jahresgehalt zu Gunsten der Regierung schreiben mußte. Die protestantische patriotische Partei wollte man glauben machen, die Regierung suche nur die Wohlfahrt der Nation, Camden werde in den Fußstapfen Fitzwilliams wandeln. Diese grundsatzlose, allen Parteien schmeichelnde, alle nach der Reihe verrathende Politik nennt Windham (Letter to Pelham, 21. April 1795) eine feste Hand zwischen den zwei Parteien, eine gerade und ehrliche Verwaltung, welche alle Feinde entwaffnen müsse. Wie wenig jedoch Windham und die übrigen Minister auf ihre Politik vertrauten, beweist ihr Bestreben, sobald als möglich Truppen nach Irland zu schicken.

Das Parlament trat am 13. April wieder zusammen, am 4. Mai fand die Debatte über die „Catholic Bill" statt, welche erst am 5. Mai 10 Uhr Morgens geschlossen wurde. Unter den Reden für die Bill sind besonders bemerkenswerth die von George Knox und George Ponsonby; Grattan hoffte noch immer, und sprach deswegen nicht mit gewohnter Schärfe. Knox sprach besonders eindringlich: „Trefft Eure Wahl. führt Eure Strafgesetze wieder ein, beschwört eine Revolution und eine Trennung herauf, oder eine Union durch Annahme dieser Bill. . . Wenn wir fortfahren die Katholiken auszuschließen und zu reizen, dann finden wir eine wirkliche Sicherheit gegen die Zerstörung des Eigenthums und der Religion nur in einer unbedingten Unterwerfung unter Groß-

---

erfüllten, nicht höre. Wen trifft der Tadel? Warum kann oder konnte ein Priester Loyalität und Gehorsam nicht empfehlen, ohne als Verräther oder Spion oder als willenlose Creatur der Regierung verdächtigt zu werden? War dies nicht die Schuld der Regierung? Keine Regierung kann ungestraft die Grundlagen der Gerechtigkeit untergraben, ungestraft mit den Waffen der Lüge und Verläumdung kämpfen, die schlimmsten Leidenschaften der eigenen Unterthanen entfesseln und sobald sie ihren Zweck erreicht hat, denselben Halt gebieten.

Narrative p. 31). Die Eifersucht und der Neid der staatskirchlichen und presbyterianischen Pächter kamen den Agenten trefflich zu statten Da die katholischen Pächter in den Besitz vieler Pachtgüter gelangt waren, welche früher Presbyterianer inne gehabt, so war der Anlaß zum Streit bald gefunden. Am 21. September kam es zu einem großen Gefecht bei Diamond, in welchem die schlechter bewaffneten und schlechter organisirten Katholiken 20—30 Todte auf dem Kampfplatz ließen. Am Abend des Schlachttages gründeten die Sieger die Gesellschaft der Oranier, so genannt nach dem Oranier Wilhelm III., dem Sieger über den katholischen Jakob II. Vergebens suchten die Bessergesinnten ihre Religionsgenossen zurückzuhalten, das alte freundschaftliche Verhältnis wieder herzustellen. Die Fanatiker, von den Agenten der Regierung aufgestachelt, erklärten alle Friedensstifter als Verräther, die Regierung selbst, wie uns der oben angeführte Dr. Dickson berichtet, gab ihr Mißfallen zu erkennen und ermuthigte die Oranier in ihrem ungesetzlichen Treiben.

Es ist immer gefährlich für eine Regierung, sich mit einer Partei zu identificiren, mit ihrer Hilfe eine andere Partei zu unterdrücken, aber noch weit schlimmer ist es, wenn diese Partei, wie es hier der Fall war, aus der niedrigsten Klasse gebildet ist, einer Klasse, in welcher die Leidenschaften durch keine höheren Rücksichten gezügelt werden. Der Mangel an einer ordentlichen Polizei, welche den Regierungsbeamten für ihr Thun verantwortlich gewesen, war längst gefühlt worden; schon Lord Fitzwilliam hatte eingesehen, wie gefährlich es sei, die Großgrundbesitzer mit der Strafgewalt zu betrauen, und deswegen eine aus Freiwilligen bestehende Lokalpolizei vorgeschlagen. Mord, Todtschlag und andere agrarische Verbrechen konnten nur von Ortskundigen leicht entdeckt und bestraft werden, unter dem in Irland herrschenden System dagegen mußten oft die Unschuldigen für die Schuldigen leiden, da die Gutsherren in vielen Fällen summarisch ver-

in dieser Grafschaft wüthet. Weder Alter noch anerkannte Unschuld genügt, um Mitleid zu erregen, oder Schutz zu gewähren. Das einzige Verbrechen, dessen die armen Opfer dieser Verfolgung beschuldigt werden, ist ihr Bekenntniß des katholischen Glaubens. Gesetzlose Banditen haben sich als Richter über dieses Verbrechen aufgeworfen, ihr Urtheilsspruch ist ebenso bestimmt als schrecklich — Beschlagnahme alles Eigenthums und sofortige Verbannung. Die Bewohner einer volkreichen Grafschaft werden auf einmal ihrer Mittel, ihrer Früchte, ihres Gewerbzweiges beraubt und im kalten Winter gezwungen, eine Unterkunft zu suchen. Diese Greuel blieben ungestraft. Unparteiische Gerechtigkeitspflege ist seit einiger Zeit aus dieser Grafschaft gewichen und die Nachlässigkeit der Magistrate ist das Tagesgespräch in andern Provinzen" (bei Plowden, History App. XCIX).

Die Magistrate nahmen einstimmig die Resolution an: „Die Katholiken werden von unbekannten, gesetzlosen Personen unterdrückt, welche bei Nacht ihre Häuser angreifen und plündern, wenn sie nicht sogleich ihr Gut und ihre Wohnung verlassen." Die Regierung ließ alle Klagen und Warnungen unbeachtet und beantragte, um dem Frevel die Krone aufzusetzen, im Parlament, das im Januar 1796 zusammentrat, eine Indemnitäts-Akte für alle, welche in ihrem Bestreben den öffentlichen Frieden zu erhalten, ihre gesetzlichen Vollmachten überschritten hätten. Der Antrag wurde selbstverständlich mit Stimmenmehrheit angenommen, ebenso eine der strengsten und umfassendsten Insurrektions-Akten. Die Hauptbestimmungen dieser Akte sind folgende: „Es ist ein todeswürdiges Verbrechen, jemanden einen revolutionären Eid abzunehmen; denselben freiwillig leisten, verdient Transportation. Alle Waffen müssen vorgezeigt werden behufs Eintragung, der Statthalter und sein Rath können auf die Vorstellung eines Magistrates hin Grafschaften in den Belagerungszustand erklären. Die Einwohner dieser Grafschaften dürfen von einer Stunde nach Sonnenuntergang

viel zur Beruhigung der Provinz beigetragen und ich werde natürlich, soweit der Anstand es erlaubt, diese Herren in Schutz nehmen.“ Carhampton hatte sogar Männer, welche gerichtlich freigesprochen worden, für die Flotte gepreßt. Durch die Amnestie wurde derselbe wie viele andere aller Verantwortlichkeit enthoben. Das Gesetz war gleichbedeutend mit Entziehung des Rechtsschutzes für die Armen, Gewährung der Straflosigkeit für die Reichen.

Wolfe Tone und seine Freunde, welche die englische Regierung von ganzer Seele haßten und durch französischen Beistand eine irische Republik zu gründen hofften, zogen natürlich Gewinn aus der Kopflosigkeit und der wahrhaft verbrecherischen Handlungsweise der Regierung. Dieselbe erklärte drei Viertel der Nation für vogelfrei, und hintertrieb jede Bestrafung der Oranier, selbst der gerichtlich verurtheilten, und zwar angesichts der von Frankreich drohenden Gefahr, trotz der Warnung der Spione, welche über alle Vorgänge und Pläne der revolutionären Partei trefflich unterrichtet waren. Wie 1641 vor Ausbruch der großen Revolution wurden die Katholiken auch jetzt zur Verzweiflung getrieben; wie damals, so circulirten auch jetzt Gerüchte, die Regierung hätte es auf Ausrottung der Katholiken abgesehen, man nehme den Katholiken die Waffen ab, um sie in die Hände der Oranier zu liefern. Die United Irishmen verfehlten nicht, die Katholiken durch ihre geheimen Agenten aufzustacheln und eine baldige Landung einer französischen Armee in Aussicht zu stellen. Ob Zugeständnisse der Revolution Einhalt geboten hätten, ob die Regierung durch strenge Handhabung der Gesetze und Unterdrückung der Logen der Oranier die Katholiken hätte beruhigen können, bleibt dahingestellt; aber das steht fest, daß die englischen Minister durch ihren Starrsinn und Unverstand die Gelegenheit, das katholische Volk dauernd zu gewinnen, unberücksichtigt ließen.

Die Gegenwart der französischen Flotte in Bantry, welche jeden Tag, sobald die widrigen Winde nachließen,

unter der Brutalität der Soldateska gelitten, nur noch mehr erbitterten. [1])

Im Parlamente war die von Grattan geleitete Minderheit auf sieben Mitglieder herabgesunken, welche die Gegner spöttisch die „sieben Weisen" nannten. Eine Beschränkung der geplanten Gewaltmaßregeln, welche Grattan als „Gesetzmacherei im Geiste der Gesetzbrecherei" bezeichnete, eine Reform des Parlamentes, eine Gewährung der Emancipation war unter diesen Umständen aussichtsloser als je zuvor. Grattan unterhandelte deshalb mit Fox, welcher die irischen Angelegenheiten im englischen Parlament zur Sprache bringen sollte. In einer gewaltigen Rede schilderte Fox die Bestechlichkeit des irischen Parlamentes, das verderbliche Schwanken der Regierung, welche den Katholiken Hoffnung gemacht und sie dann getäuscht habe, und beantragte eine Adresse an den König, er möge die in Irland herrschende Verwirrung in Erwägung ziehen und durch heilsame Maßregeln die Unzufriedenen zu befriedigen suchen.

Pitt betonte in seiner Antwort mit großer Heftigkeit die von England gewährleistete Unabhängigkeit des irischen Parlamentes, an der man nicht rütteln dürfe, ohne sich des Treubruchs schuldig zu machen, er machte eine Reihe von Zugeständnissen an Irland namhaft, welche zeigten, mit welcher Aufmerksamkeit und welchem Wohlwollen Irland

---

1) Lecky findet das Verfahren der Regierung ganz in Ordnung. Das einzige Heilmittel gegen jakobinische Grundsätze besteht nach ihm in Gewaltmaßregeln; ob sie gesetzlich oder ungesetzlich seien, ob sie heilen oder die Quellen des politischen Lebens vergiften, darum kümmert er sich wenig. Seine ganze Darstellung verräth den Jingo, dem Gehorsam gegen die Obrigkeit über alles geht, der alle Fehler der Regierung entschuldigt, dagegen alle Gegner des von der Regierung befolgten Systems bemängelt. Grattans Bemühungen werden kaum gewürdigt, Pitts, Portlands und Camdens heuchlerische Betheuerungen werden für baare Münze genommen und ihre Thorheiten entschuldigt.

behandelt worden sei. Eine Adresse an den König sei gegen die Verfassung, sei ein Eingriff in die Rechte der gesetzgebenden und Executiv-Gewalt in Irland. (Parl. Hist. XXXIII. 157—65.) Eine katholische Deputation, welche um diese Zeit im Schloß in Dublin erschien, wurde barsch zurückgewiesen, obgleich die gewiegtesten Staatsmänner wie Lord Moira (später Marquis Wellesley) die Nothwendigkeit von Reformen betonten. Der protestantische Bischof von Ossory in einem Briefe an Pelham, 30. Mai 1797, entwickelt trefflich die Vortheile der Emancipation. „Die unselige und unvorhergesehene Revolution, die Erhebung der niederen Klassen gegen die höheren, der Vermögenslosen gegen die Vermöglichen, sind weitere und gewichtige Gründe, welche zu Gunsten einer Einigung aller Eigenthümer ohne Rücksicht auf die Confession sprechen. Wer aus der geringen Anzahl hochstehender Katholiken den Schluß zieht, diese Wohlthat habe keine große Tragweite, vergißt die Macht der öffentlichen Meinung, des Stolzes, des Unterschiedes zwischen einer großen Körperschaft, welche sich durch Ausnahmsgesetze gebrandmarkt oder zu allen Vorrechten zugelassen wird". — Alle Vorstellungen waren vergebens. Die englischen Minister waren nicht minder entschlossen, als die irischen. Portland hatte schon am 27. März an Camden geschrieben: „Ihre Majestät befiehlt mir, Ihnen die volle Gutheißung Ihres Verfahrens auszudrücken, und autorisirt mich, Sie zu versichern, daß Ihre Majestät noch dieselben Gesinnungen hegt, wie 1795. Die Minister hier sind ganz derselben Ansicht".

XLII.

Der ungarische Parlamentarismus.

Das journalistische Hauptorgan des herrschenden Liberalismus in Ungarn, der „Pester Lloyd", begann seinen Leitartikel am 14 August l. Js. mit dem bezeichnenden Eingeständnisse: „Die Nation hat einen Schwerkranken: ihr Parlament". Und es stimmt mit diesem Selbstbekenntnisse völlig überein, wenn einige Tage vorher die Berliner „Kreuzzeitung" geschrieben: „Ungarn bietet gegenwärtig ein drastisches Beispiel dafür, wohin der vielgepriesene Parlamentarismus bei doktrinärer Anwendung führt". Ja, das Berliner Blatt hat unserer Ueberzeugung nach das Richtigere getroffen, denn nicht bloß das gegenwärtige ungarische Parlament ist ein „Schwerkranker", sondern der ungarische Parlamentarismus überhaupt leidet an schwerem Siechthum und es gibt Viele, die an eine Wiedergenesung nicht recht glauben wollen.

Wie das gekommen ist, das läßt sich im Rahmen eines Artikels allerdings nicht ausreichend erörtern und begründen, nur die wichtigsten Thatsachen und die treibendsten Ursachen können hier angedeutet werden. Wir hoffen aber nichtsdestoweniger, vom Werden und Wesen der jetzigen parlamentarischen Lage in Ungarn in den Hauptumrissen ein klares Bild liefern zu können.

Das jetzige Parlament Ungarns ist das erste, welches auf Grund einer fünfjährigen Mandatsdauer gewählt ist,

besitzt in dieser Völkermischung trotz aller Magyarisirungsversuche und statistischer Künsteleien dennoch selbst heute nur die relative Majorität und ist keineswegs der culturell zuhöchststehende Theil der gemischten Bevölkerung. Eine gerechte und wahrheitsgetreue Vertretung Ungarns im Parlament bedingt demnach die Wahl der Abgeordneten aus allen Volksstämmen des Landes. Das Parlament sollte hierin ein getreues Kleinbild der Wirklichkeit sein. Das ungarische Abgeordnetenhaus zeigt indessen ein wesentlich anderes Gepräge: es ist eine überwiegend „magyarische" Vertretung geworden.

Diese Wandlung geschah allerdings nicht mit Einem Male. Zwar in den Sturmjahren 1848/9 konnte der ungarische Reichstag außer den ersten Anläufen zur Umbildung des ständischen Vertretungskörpers nach den Grundsätzen des parlamentarischen Repräsentativsystems keine weitere Entwickelung vollziehen. Auch in den Jahren des politischen Provisoriums von 1861 bis 1867 war hiefür keine geeignete Zeit. Die Periode des ungarischen Parlamentarismus in seiner modernen Gestalt beginnt im Grunde erst nach dem staatsrechtlichen Ausgleich vom Jahre 1867.

Innerhalb der letzten 24 Jahre hat also die ungarische Legislative in ihren beiden „Häusern" ihre bedeutsame Umgestaltung erfahren und jenen Charakter angenommen, der sie als eine Schöpfung des „modernen Parlamentarismus liberalistischer Façon" kennzeichnet. Wir gebrauchen mit Absicht diese Fremdwörter romanischer Abkunft; denn Ungarns Parlamentarismus ist in seiner heutigen Gestalt kein einheimisches Erzeugniß, sondern importirte Waare; eine Nachahmung der belgisch-französischen Verfassungsschablone, welche insbesondere in den Vierziger Jahren unseres Jahrhunderts vom doktrinären Liberalismus als „Muster" gefeiert wurde.

Die Plattlegung und Mechanisirung des vordem stän-

geübt werden kann. Mit dem Niedergang der Deakpartei kam der Anhang des „Linken Centrums“, die Partei des Koloman von Tisza empor. Dieser Umschwung trat seit dem Jahre 1874 stets deutlicher hervor; er wurde im Jahre 1875 zur Thatsache, als Herr von Tisza seine bisherige Oppositionsstellung aufgab, den bisher bekämpften staatsrechtlichen Ausgleich vom Jahre 1867 annahm und mit der innerlich zersetzten und unfähig gewordenen Regierungspartei die vielberufene „Fusion“ einging. Dadurch wurde er der Beherrscher der politischen Situation Ungarns und bald nachher auch der Chef der Regierung dieses Landes, an dessen Spitze er bis zum 13. März 1890 verblieb.

Die fünfzehn Jahre der Regierung Tisza's haben Ungarns öffentliche Zustände in eigenthümlicher Weise umgestaltet,[1]) sie haben insbesondere auch das Wesen, den Charakter und die Tendenzen des ungarischen Parlamentarismus folgenschwer beeinflußt.

Mit Herrn von Tisza war nämlich die magyarische Gentry calvinistischen Bekenntnisses an's Ruder gekommen; in ihm hatte sich das Magyarenthum und der Calvinismus in einer Art vereinigt, daß es oft fraglich erschien, ob der Nationalismus oder der Confessionalismus bei den Entschließungen und Handlungen des ungarischen Ministerpräsidenten den entscheidenden Ausschlag gab. Indem Hr. v. Tisza durch die unbedingte Annahme der staatsrechtlichen Basis vom Jahre 1867, sowie durch stets bereite Willfährigkeit gegenüber den Ansprüchen der gemeinsamen Reichsregierung (insbesondere des Reichskriegsministeriums) und der auswärtigen Politik die anfänglichen Bedenken und Skrupel in den Wiener Hof- und Regierungskreisen allmählig beseitigt hatte: gewann er umsomehr freie Hand zur Durchführung seiner Politik im Innern des Landes.

---

1) Wir verweisen in dieser Beziehung auf unseren frühern Artikel: „Der Ministerwechsel in Ungarn“ in diesen Blättern, 1890, Band 105, Heft 8, S. 577 ff.

ungarischen. Abgeordnetenhause auch jede Spur einer conservativen Parteigestaltung verschwunden ist. Aber auch im Magnatenhause konnte sich das conservative Princip keine dauernd organisirte Partei gewinnen. Hier begegnet man wohl gelegentlichen Vereinigungen conservativer Elemente, allein eine ordentlich gefügte, consequent geleitete conservative Partei besteht unter den Magnaten Ungarns ebenfalls nicht.

Was hierlands öffentlich Politik betreibt, das bekennt sich mehr oder weniger offen und entschieden zu den Grundsätzen des „Liberalismus", der jedoch mit „Freisinnigkeit" keineswegs gleichbedeutend ist und in sehr vielen Fällen nur als lockendes Aushängeschild oder wohlklingendes Schlagwort benützt wird. Für die Innerpolitik Tiszas bedeutete der Liberalismus hauptsächlich zwei Dinge: Herrschaft des Magyarismus, insbesondere vermittelst der materiell ruinirten und social herabgekommenen „Gentry", [1]) und Triumph des Calvinismus, womit sich das moderne Judenthum in der Capitalisten- und Journalistenwelt gar leicht verbündete. Hr. v. Tisza fand an dem Semitenthum die eifrigste Förderung seiner Bestrebungen; wie hinwiederum unter dem Tisza-Regime das „Marianische Königreich" zum Lieblinge der Juden wurde, deren numerische Zunahme gleichen Schritt hält mit ihrer Bereicherung und mit der Verdrängung und Ausbeutung des christlichen Volkes. Die ungarische Hauptstadt Budapest ist schon heute ein „Neu-Jerusalem", in welchem über ein Fünftel der Bevölkerung der jüdischen Rasse angehört. Seit 1880 hat sich das Judenthum hier gerade verdoppelt. Wie wird es nach weiteren zehn Jahren aussehen?

Wesentlich mit Hilfe des Judenthums, namentlich in der Tagespresse, hat Tisza nicht nur das Aufkommen einer

---

1) S. den Aufsatz: „Die ungarische Gentry am Untergang" in diesen „Histor.-polit. Blättern", 1885, Bd. 95, S. 357 ff. und 430 ff.

daß Graf Apponyi ein überzeugungstreuer Katholik, ja sogar ein Kalksburger „Jesuiten-Zögling“ ist, war für Herrn v. Tisza und seinen Anhang hinreichender Grund, um den Grafen und seine politischen Freunde ernstlichst zu bekämpfen. Leider bot Graf Apponyi den Angriffen seiner Gegner wiederholt erwünschte Gelegenheit; desgleichen verursachte das Zaudern und Schwanken dieses hochbegabten Politikers seinen Verehrern manchen schweren Kummer, der noch gesteigert ward durch die Wahrnehmung, daß Graf Apponyi schließlich selbst als Conkurrent in der Vertheidigung und Anpreisung des vulgären Liberalismus mit Tisza und seiner Partei in die Schranken trat. Der edle Graf meinte wohl, durch solche Concessionen an die herrschende Tagesströmung seine Gegner zu entwaffnen; wohl hatte er auch den schwachmüthigen Seelen im eigenen Lager Rechnung tragen müssen.

Der Erfolg sprach jedoch nicht zu seinen Gunsten; Herr v Tisza war der Stärkere und er nützte seine Macht gegenüber seinem Rivalen mit aller Rücksichtslosigkeit aus. Wenn gegen die Nationalitäten und deren Bestrebungen im Interesse ihrer Selbsterhaltung der magyarische Chauvinismus entfesselt und der „magyarische Nationalstaat“ als die alleinig statthafte Ausgestaltung der „ungarischen Staats-Idee“ proklamirt und jede andere Auffassung als „Hochverrath“ erklärt und gerichtlich verfolgt worden war: so wendete Tisza gegen die Partei des Grafen Apponyi ein anderes, nicht weniger bedenkliches Mittel an. Um nämlich die auf staatsrechtlicher Basis stehende Opposition zu schwächen, ließ er es geschehen. daß die Anhänger der „Achtundvierziger- und Unabhängigkeits-Partei“ bei den Reichstagswahlen den „Gemäßigten“ gegenüber an der Zahl möglichst zunahmen. Die von Kossuth abhängige „äußerste Linke“, in deren Mitte selbst die Tendenz der völligen Lostrennung Ungarns von Oesterreich und die Entthronungs-Politik ihre Vertreter hat, erschien dem Ministerpräsidenten weit ungefährlicher als die Erstarkung der Graf Apponyi'schen Richtung. Nur dadurch wird es erklärlich, wie

Motiven vom Parlament möglichst fern gehalten werden, die Anhänger der Apponyi-Partei aus politisch-parteilichen Gründen nur schwer Zutritt finden können, endlich das im J. 1874, geschaffene Incompatibilitätsgesetz breite Schichten der Intelligenz von der Theilnahme am parlamentarischen Leben völlig ausschließt. In Ungarn ist es darnach nicht nur den Mitgliedern des Richterstandes verwehrt, ein Deputirtenmandat anzunehmen, sondern auch sämmtliche Staats-, Comitats- und Communal-Beamte, ja selbst die Professoren und Lehrer an den Staats- Municipal- und Communal-Lehranstalten aller Kategorien (mit Ausnahme der Professoren an der Budapester Universität und am dortigen Polytechnikum) haben das passive Wahlrecht eingebüßt. Werden sie dennoch in den Reichstag gewählt so müssen sie bei Annahme der Wahl ihr Amt niederlegen oder in Pension gehen. Diese Strenge des Ausschließungsgesetzes hat das geistige Niveau und die Leistungsfähigkeit des ungarischen Parlaments keineswegs gehoben; ja man erkennt hierin mit Recht eine Ursache des Niederganges, des Zerfalles und der Mangelhaftigkeit in den Arbeiten dieses Parlaments, welches hiedurch zum Tummelplatz ehrgeizigen Streberthums oder zur Ruhestätte geistiger Impotenz geworden ist.

Die Zunahme der turbulenten Elemente auf der „Aeußersten Linken", sowie der Rückgang an der geistigen und moralischen Capacität erzeugte des Weitern jene Disciplinlosigkeit, von der das ungarische Abgeordnetenhaus in den letzten zwei Jahren so zahlreiche traurige Beweise geliefert hat. Als die Männer von 1848 Ungarns moderne Verfassung aufgerichtet, da lebte noch der feste Glaube an die Unfehlbarkeit und Unantastbarkeit des Liberalismus und seiner Institutionen, und jene Männer dachten wohl nie daran, daß eine Zeit kommen werde, in der man pietäts- und schonungslos an den Grundlagen dieses nahezu heiligmäßig verehrten Systems rütteln werde. Die Herrschaft der parlamentarischen Majorität und die Fügsamkeit der Minderheit unter den Willen und die Beschlüsse der Mehrheit galten als so selbstverständlich,

den legalen Einfluß der Regierung auf kluge Art benützt, so ist er im Stande, das ungarische Parlament von manchen bedenklichen Elementen zu befreien und so den kranken ungarischen Parlamentarismus, insofern dies bei der unhaltbaren fiktiven Grundlage des modernen Parlamentarismus überhaupt möglich ist, wieder in bessere Verfassung zu bringen. Insbesondere muß die Zurückdrängung und Reducirung der turbulenten und staatsrechtlich bedenklichen Elemente auf Seiten der „Achtundvierziger- und Unabhängigkeits-Partei" mit aller Entschiedenheit angestrebt und verwirklicht werden. Hingegen verdient die auf der staatsrechtlichen Basis stehende Opposition der Partei des Grafen Apponyi schon um dieser politischen Verwandtschaft willen von Seiten der Regierung und ihrer Partei, wenn nicht thatsächliche Förderung, so doch wohlwollende Neutralität. Nicht das engherzige Parteiinteresse darf entscheidend sein, sondern die weit höheren Interessen des Landes und der Monarchie sind vor Augen zu halten.

Im andern Fall droht dem ungarischen Staatswesen nicht nur eine parlamentarische oder ministerielle Krisis, sondern eine unabsehbare constitutionelle Katastrophe.

XLIII.

Dr. G. E. Haas' „Giftblüthen",

nämlich „am Lebensbaum des Volkes": so betitelt sich die neueste Schrift des Verfassers. Vor zwei Jahren hat er derselben ein Büchlein vorausgeschickt unter dem Titel: „Falsche Ideen der modernen Gesellschaft im Lichte der Wahrheit, ein neuer Beitrag zum Comödiantenthum unserer Zeit". Aus den beiden Ueberschriften läßt sich der Inhalt im Allgemeinen errathen. Die Darstellung aber erinnert an die zwei altgriechischen Philosophen, von denen der Eine über die Thorheiten der Menschen seiner Zeit immer gelacht, der andere darüber stets geweint haben soll. Herr Dr. Haas ist Demokrit und Heraklit in Einer Person.

Er lebt einsam in einer Landstadt an der Semmeringbahn, aber doch nahe genug bei Wien, um das Treiben der großen Welt unter der Loupe behalten zu können. Er hat übrigens auch ein erfahrungsreiches Leben hinter sich, das eine üppige Fülle von Beobachtungen in seiner Gedankentiefe angesammelt hat, abgesehen von seiner Belesenheit in allen diplomatischen Sprachen. Was er zu Papier bringt, zeichnet sich durch außerordentliche Lebendigkeit der Darstellung und bilderreichen Schwung aus. Seine ganze Untersuchung gilt den Schlagworten und den Praktiken der liberalen Gesellschaft und ihrer Weltanschauung. Als unerbittlicher Staatsanwalt der christlichen Weltordnung schaut er seinen Menschen tief in's Herz. Es fehlt nicht an erbitternden Enthüllungen, aber auch nicht an rührenden Scenen.

Oberst von Falkenau sprach bei dieser Gelegenheit kein einziges Wort, durch welches sich der strengste Katholik verletzt fühlen konnte; aber er faßte den Rosenkranz behutsam zwischen zwei Fingern, als ob er es mit einem giftigen Reptil zu thun hätte, oder durch die Berührung verunreinigt zu werden fürchtete, und stellte ihn dem Knaben mit einem fürchterlichen Lächeln, in dem sich hochgradige Verachtung aussprach, zurück. Der ‚Rosenkranzbub‘, wie der Zögling nun innerhalb der Instituts-räume gescholten wurde, bildete sich nicht zum Heiligen aus, wie man etwa meinen sollte, sondern zum Teufel, der Pferde zu Tode ritt und Menschen zu Tode peinigte. Er fing seine Teufeleien damit an, daß er den Hund des Hausgeistlichen mit eben jenem Rosenkranz, der ihm die Rüge des Commandanten und den Spott seiner Kameraden eingetragen, erdrosselte. Aus dem Rosenkranzbuben ist ein Jüngling, dann ein Mann ge-worden — monsieur le Marquis de Sodome.“

„Wir haben einen alten Stabsoffizier gekannt, dessen Lebensführung die strengste Kritik vertrug. Er war ein tüch-tiger Soldat, ein zärtlicher Vater und Gatte, ein treuer Freund, und nur sein Ehrbegriff ließ zu wünschen übrig. Als er zu sterben kam, lehnte er die ihm angebotenen Gnadenspenden der Kirche, als mit seiner militärischen Ehre unverträglich, ab und schied aus dem Leben, ohne die letzte Wegzehrung em-pfangen zu haben. Aus den wirren Reden, die er führte, ging zur Genüge hervor, welche Ueberwindung es ihn kostete, zurückzuweisen, wornach er schmachtete.“

XLIV.

Zeitläufe.

Die neuen Erscheinungen in der Lage der äußern Politik.

II. Italien im Dreibund.

Den 24. September 1891.

Es war doch sehr an der Zeit, darnach zu fragen, ob das Bündniß zwischen dem deutschen Reich und Oesterreich jetzt eine wahrhaftigere Bedeutung habe, als nach den ränkevollen Absichten des Mannes, der die „politische Heuchelei“ unverhohlen als das unentbehrliche Rüstzeug der diplomatischen Kunst bezeichnet hat. Warum sollte man nicht auch den dritten Genossen, den der Exkanzler dem ursprünglichen Zweibund angeschweißt hat, einer näheren Prüfung unterziehen? Gar Manchen ist dieser Zusatz von Anfang an als hinkender Bote hinter der „frohen Botschaft“ erschienen, und man kann heute noch der Meinung seyn, daß das Bündniß der beiden Kaiserstaaten angesehener ohne dieses revolutionäre Anhängsel dastünde, als mit ihm.

Ueberdieß sind die Bedingungen des italienischen Anschlusses heute noch strengstes Geheimniß. Der deutsch-österreichische Bündnißvertrag ist seit vier Jahren veröffentlicht. In Bezug auf Italien weiß man nicht einmal, ob Oesterreich die zwischen Berlin und dem Quirinal getroffenen Vereinbarungen kennt oder nicht. Es müssen doch wichtige Gründe dafür obwalten, daß der Vertrag bis heute geheim gehalten wird, sogar gegenüber dem Parlament. Denn nach

Artikel 5 der Verfassung hätte der Allianzvertrag der Kammer zur Genehmigung vorgelegt werden sollen, was nie geschehen ist. Nicht nur Graf Robilant hat sich über die gesetzliche Bestimmung hinweggesetzt, sondern auch Herr Crispi, der sich übrigens so sehr für den eigentlichen Schöpfer des Bündnisses hielt, daß er dasselbe in seinem jüngsten Zeitungsartikel erst von den Vorgängen unmittelbar vor seinem Besuche in Friedrichsruh im Spätherbst von 1887 datirte. Allerdings scheint damals der im Jahre 1383 erfolgte Anschluß Italiens eine bedeutsame Vertiefung erfahren zu haben, denn es wurde ausdrücklich kundgegeben, daß der erneuerte Eintritt Italiens als Dritter in die deutsch-österreichische Allianz „unter Verpflichtung zu klar bestimmten Leistungen" stattgefunden habe. Fürst Bismarck sagte dem italienischen Minister beim Abschied: „Wir haben Europa einen Dienst geleistet". Wie so? „Rußland sei isolirt!" [1])

Es war damals eine Zeit mehr oder minder kecker Enthüllungen, darunter die Behauptung, daß Rußland im Quirinal für dessen Anschluß Triest und Frankreich das Trentino angeboten habe.[2]) Wie die Vergütung für die „klar bestimmten Leistungen" in Friedrichsruh festgesetzt wurde: das wird wohl der Grund seyn, warum der Wortlaut des Vertrags sogar dem italienischen Parlamente vorenthalten bleibt. Mager werden sie nicht ausgefallen seyn, denn der deutsche Kanzler hatte auch noch den nicht verschmerzten Raub gutzumachen, den er an Italien beging, indem er beim Berliner Congreß den Franzosen sagte: „Nehmt Tunis!" Was endlich die zugemutheten „Leistungen" betrifft, so war vorauszusehen, daß sie über kurz oder lang für Land und Leute zermalmend seyn würden.

Schon im Oktoberheft der Londoner „Contemporary

---

1) „Herr Crispi und der Czar" s. „Histor.-polit. Blätter". 1887. Band 100, S. 807 f.

2) A. a. O. S. 809.

oben genannten Londoner „Review“ in höchsteigener Person hören lassen. Er führt aus, daß für die Erneuerung des Dreibundes, beziehungsweise den Anschluß Italiens, im Jahre 1887 die Befürchtung bestimmend gewesen sei, daß Frankreich das vereinzelte Italien überfallen und die weltliche Herrschaft des Papstes wieder herstellen könnte. Er beruft sich insbesondere darauf, daß Frankreich die Flucht des Papstes herbeizuführen gesucht habe, um die römische Frage aufrollen zu können, und daß es im Jahre 1887 die angebahnte Versöhnung zwischen dem Vatikan und Quirinal zu vereiteln bestrebt gewesen sei. Die letztere Angabe insbesondere wurde sofort von Hrn. Fazzari, dem ehemaligen Garibaldi'schen Hauptmann, bekannt durch seinen unermüdlichen Eifer für die Lösung der römischen Frage, als ganz falsch nachgewiesen: es sei mit Crispi überhaupt höchstens über untergeordnete oder lokale Angelegenheiten verhandelt worden. Allerdings aber habe die — Reise Crispi's nach Friedrichsruh jeden Versuch zur Versöhnung verdorben.[1])

Aber schon lange vorher hatte die oben genannte officiöse Denkschrift (S. 14), den Osservatore Romano citirend, erklärt: „Am 28. Juni 1889 hat Crispi im Senat gesagt, P. Tosti hätte Auftrag, über einen Ausgleich zwischen dem hl. Stuhle und der italienischen Regierung zu unterhandeln. Wohlan, Crispi erbringe uns die Beweise hiefür! So lange er uns diese Beweise schuldig bleibt, wie er uns jüngst auf unsere Anfrage die Beweise schuldig blieb, als er Angesichts der ganzen Kammer behauptet hatte, der Papst bemühe sich, die Tripel-Allianz aufzulösen: so lange haben wir das Recht, zu behaupten, der Präsident des italienischen Kabinets habe gelogen“. Diese römische Frage, behauptet nun Herr Crispi weiter, sei „die einzige Ursache des Mißtrauens der Italiener gegen Frankreich“, und über die Sache selbst, das Verbleiben Italiens im Dreibund, gibt er folgende Erklärung:

1) „Kölnische Volkszeitung“ vom 21. August 1891.

widmen. Wenn es in Europa zum Brechen kommt, so würde sie aller Wahrscheinlichkeit nach doch nur ihren eigenen Untergang herbeiführen, und weder dem österreichisch-deutschen Zweibund nützen können, noch dem andern Zweibund als Alliirter, wie vor Zeiten, begehrenswerth erscheinen. Es würde sich dabei um die Rettung dieses Einen Inventarstücks aus dem großen Bankerott der Bismarck'schen Politik handeln. Könnte denn nicht England für die Befreiung seines Schützlings im Mittelmeer in Berlin ein gutes Wort einlegen?

XLV.

Das Staatslexikon der Görres-Gesellschaft.

Der Literarische Handweiser hat jüngst einen viel bemerkten Aufsatz gebracht, welcher nachdrücklich und mit guten Gründen die Nothwendigkeit einer rascheren Fertigstellung des „Staats-Lexikons" betonte. In dem bisherigen Tempo kann es unmöglich weiter gehen, wenn nicht der Erfolg dieses bedeutungsvollen Unternehmens in Frage gestellt werden soll. Die Gefahr, daß manche Arbeiten bis zur Vollendung des Werkes gänzlich veraltet sein werden, ist namentlich für die socialpolitischen Fragen sehr groß. Man sehe sich beispielsweise den ausgezeichneten Aufsatz Hitze's über die Arbeiterfrage im ersten Bande an, wie hat sich seitdem die Arbeiterschutz-Gesetzgebung verändert! Doch die Bedenken eines allzu langsamen Fortschreitens des Lexikons für dieses selbst liegen so sehr auf der Hand, daß darüber kaum noch etwas gesagt zu werden braucht. Ich möchte aber meinerseits darauf hinweisen, in welchem Maße die Stellung der Görres-Gesellschaft in der wissenschaftlichen Welt hier in Betracht kommt.

Nichts ist geeigneter die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf die Wirksamkeit der Görres-Gesellschaft zu lenken, als das in

erreicht werden, wenn es gelingt, dem Redakteur einige gewandte Hilfsarbeiter zur Seite bezw. zur Verfügung zu stellen, welche im Rückstand bleibende Artikel ohne Verzug anfertigen, um einer Stauung vorzubeugen. Die so unter dem Druck der Umstände entstehenden Beiträge werden nicht alle hervorragende Leistungen sein können; es genügt aber auch unseres Erachtens, wenn sie in kurzer, exakter Darstellung das Nothwendige enthalten. Selbstverständlich wären die hier in Aussicht genommenen Hilfsarbeiter ihrer angestrengteren Thätigkeit entsprechend zu honoriren. Die daraus für die Gesellschaft erwachsenden Mehrausgaben können indeß unseres Erachtens entscheidend nicht in's Gewicht fallen, wären auch wohl eventuell an anderer Stelle unschwer einzubringen.

Bei genauer Betrachtung der Wirksamkeit der Görres-Gesellschaft wird man finden, daß die Aufwendungen für die geschichtlichen Forschungen verhältnißmäßig sehr hoch sind. Es soll damit nach keiner Seite hin ein Vorwurf erhoben werden, vielmehr läßt diese Erscheinung lediglich auf eine besonders rege und rühmliche Betheiligung des historischen Elements unter den katholischen Gelehrten schließen. Wenn bisher die Sektion für Rechts- und Socialwissenschaft weit weniger sich geltend gemacht hat, als die historische Sektion, so liegt das eben an dem geringen Interesse, welches die katholischen Rechtsgelehrten für die Bestrebungen der Görres-Gesellschaft bekundet haben. Das ist eine recht bedauerliche Thatsache, umso bedauerlicher, als es in keiner Weise an katholischen Juristen fehlt, welche der gedachten Sektion zu erhöhter Bedeutung verhelfen könnten. Wir sehen auch eine Anzahl Herren anderswo sich schriftstellerisch bethätigen, welche in der Sektion der Görres-Gesellschaft für Rechts- und Socialwissenschaft ein reiches Feld der Wirksamkeit fänden.

Und zwar hätte sich diese Wirksamkeit an erster Stelle um das Staatslexikon zu gruppiren. Möge die bevorstehende Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Hildesheim es sich angelegen sein lassen, in dieser Richtung einen neuen Anstoß zu geben. Es wird das am besten dadurch geschehen, daß die raschere Vollendung des Staatslexikons in der angedeuteten Weise sicher gestellt wird. Sieht man das Werk regelmäßig und stetig

XLVII.

Der Unterricht des Volkes in den katechetiſchen Hauptſtücken am Ende des Mittelalters.

Die Paternoſter-Erklärungen 1482—1520.

Zunächſt ſei Klarheit über den Begriff „katechetiſches Hauptſtück“ gegeben. Man verſtand und verſteht darunter jene Formeln, in welchen die Haupt-Glaubenswahrheiten und Sittenlehren kurz enthalten ſind. Dieſer Formeln gibt es vorzüglich drei, nämlich das Vater unſer, das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß (das symbolum, das Credo) und die Zehn Gebote (Decalog). Dieſe drei Formeln bilden ſozuſagen den katechetiſchen Minimalſatz. Ueberall und immer drang die Kirche auf die Kenntniß des Wortlautes und die Erklärung, beziehungsweiſe die Erfaſſung des Inhalts wenigſtens dieſer Formeln. Sie bilden ja die Lebensnorm der Menſchheit für den alten und den neuen Bund, ſie geben den großen Tugendſpiegel für alle wie für den Einzelnen ab.

Um dieſen Kern ſchloſſen ſich je nach Zeit und Gegend andere Formeln an, wie die Sieben Sakramente, die Sieben Hauptſünden, die Cardinaltugenden, die Werke der Barmherzigkeit u. ſ. w., wie ſie die heutige Redaktion unſerer Schulkatechismen auch aufführt.

Wie der Decalog in alter, zumal am Schluſſe der mittleren Zeit behandelt wurde, darüber hat der proteſtantiſche Paſtor Geffcken in Hamburg im „Bilderkatechismus des

busdam Jo. Munsingeri e manuscripto. Incipit Declaratio magistrorum almae universitatis pragensis.

Flacius und Wolfius (lectt. memorabil.) haben deßhalb Munſinger unter die Zeugen der evangeliſchen Wahrheit vor Luther aufgenommen.

Gehen wir zu ſeiner Paternoſter-Erklärung über.

Münſinger läßt der eigentlichen Erklärung eine Vorrede vorangehen, welche mit dem metriſchen Spruche beginnt:

Si Deus est animus, nobis ut carmina dicunt,
Hic tibi praecipue sit pura mente colendus.[1])

Durch die Wort mahnt uns der ehrwürdig Katho, daß wir Gott ſollen lieb haben in dieſer Zeit für allen Dingen und ſpricht alſo: Wann (denn) nun Gott alſo iſt, als (wie) uns die Vernunft und auch die Geſchrift ſagt, ſo iſt billig, daß du ihm in dieſer Zeit Ehre anlegeſt und lieb habeſt für allen Dingen mit lauterem Gemüte. Daß uns aber die Vernunft das ſag, das iſt offenbar, wann ein jeglicher Menſch nach dem Urtheil ſeiner Vernunft iſt ſchuldig, den zu ehren und lieb zu haben, der ihm gütlich thut. Nun iſt Gott der oberſt, der uns wohl und gütlich thut, wenn er gibt uns zeitliche und ewige Dinge u. ſ. w.

Die Vorrede geht dann über zur Betrachtung der ſiebenfachen Kraft, welche gerade im Gebete des Herrn liegt; die ſiebente liegt darin, daß das Gebet des Herrn an Fruchtbarkeit alle anderen Gebete übertrifft, denn wir bitten darin um die 7 Gaben des heiligen Geiſtes, wodurch ausgetrieben werden die 7 Todſünden, und ſind dieſe ausgetrieben, ſo werden in uns befeſtigt ſieben Tugend, durch die uns werden ſieben Seligkeit.

Die Erklärung des Vaterunſers ſelbſt beginnt:

Hye fahet an das Pater noſter. Vater unſer. Dieſes allerheiligſte Gebet wird geheiſſen das herriſch Gebet oder das Gebet des Herren, wann es Gott der Herr ſelb gemacht hat

1) So beginnen des Stoikers Dionyſius Cato (160 n. Chr.) Disticha de moribus (moraliſche zweizeilige Denkverſe) in vier Büchern, ſeit dem vierten Jahrhundert in Schulen viel geleſen.

XLVIII.

Landwirthschaftliche Genossenschaften zur Rettung des Bauernstandes in Oesterreich.

Das österreichische Haus der Abgeordneten hat in der Sitzung vom 11. Juli 1891 Schilderungen aus der Reihe seiner Mitglieder angehört, welche es verdienen, mehr als es bis jetzt der Fall ist, dem wesentlichen Inhalte nach in der weitern Oeffentlichkeit bekannt zu werden. Es handelte sich in dieser Sitzung nicht um die Lage der Landwirthschaft schlechtweg, sondern um das Loos der gesammten Landbevölkerung, um Wohl und Wehe des Bauern. Gewiß wird heutzutage über diesen Punkt sehr viel gesprochen und geschrieben, und vielleicht wäre in dieser Hinsicht etwas weniger in der That mehr. Den Worten pflegen die Thaten nicht immer zu entsprechen. In diesem Falle ist das doppelt bedenklich. Jede eingehende Erörterung über die Interessen einer Klasse der Bevölkerung ist auch ein Avertissement an die Gegner dieser Interessen, Gegner, die sofort Allarm schlagen, sobald nur irgendeine Maßregel vorgeschlagen wird, welche dem Bauernstand wieder stärkeren moralischen und materiellen Halt geben kann. Um so schlimmer ist dieser Umstand, als diese Gegner vielfach das Ohr des geistig regsameren, besser unterrichteten Mittelstandes besitzen. Ein großer Theil des letzteren ist in Handel und Gewerbe thätig, hat dort seine Interessen, seine Existenz verankert. Nun sind aber in den einzelnen Fällen die Interessen, selbst

Die Anzahl der bei der Land- und Forstwirthschaft beschäftigten Personen ist am größten in Dalmatien mit 81,7 Procent der Bevölkerung dieses Landes; Galizien zählt 74,2, Istrien, Bukowina und Krain 70 bis 72, Kärnthen 68,6, Steiermark, Görz, Gradiska, Tyrol 63 bis 66 Procent. In Vorarlberg und Salzburg nimmt sie über 55 Procent der Bevölkerung in Anspruch, in Oberösterreich, Mähren und Schlesien 47 bis 49, in Böhmen sinkt sie auf 40,3, in Niederösterreich auf 27,2 Proc. der Bewohnerschaft.

Brachelli berichtet ferner, wie die Wahrung und Förderung der Interessen der Land- und Forstwirthschaft in Oesterreich 1641 Vereinen überlassen ist, unter welchen sich 64 Landes- und Central-Vereine für land- und forstwirthschaftliche Zwecke und 15 selbständige Forstvereine befinden. Dieselbe Aufgabe, jedoch als staatlich anerkannte Vertretungs-Organe, verfolgen in Tyrol, Istrien, Oberösterreich und Dalmatien die „Bezirksgenossenschaften der Landwirthe", ferner der „Landesculturrath", welcher zuerst in Böhmen errichtet wurde (Statut vom 29. April 1881). Den Bezirksgenossenschaften kann Jeder beitreten, der ein land- oder forstwirthschaftliches Anwesen besitzt. Der Landesculturrath in Oberösterreich zu Linz, in Istrien zu Parenzo, in Tyrol mit zwei Sektionen zu Innsbruck und Trient, in Böhmen zu Prag und in Dalmatien zu Zara, begreift in seinem Wirkungskreis die Erstattung von Gutachten und die Einbringung von Anträgen an die Regierung oder dem Landesausschuß, die Unterstützung der Zwecke der Bezirksgenossenschaften u. s. w., die Mitwirkung bei Verbesserungs-Maßregeln und bei der Statistik. Der Landesculturrath ist gebildet aus dem vom Kaiser ernannten Präsidenten, einem Landesausschußbeisitzer, gewissen Fachbeamten, den Obmännern der Bezirksgenossenschaften und aus Mitgliedern, die vom Ackerbauminister aus dem Landesausschuß auf 6 und von den Fachvereinen auf 3 Jahre ernannt werden.

Die Benützung des Bodens zeigt (nach Brachelli) folgende

Resultate. Am größten ist die produktive Fläche in Böhm Schlesien, Mähren, Niederösterreich und Galizien; am ringsten in Salzburg und Tyrol; in den ersteren Länd beträgt sie zwischen 96 und 97, in den letzteren ungef 80 Procent der gesammten Area. Die Produktionsmen betrugen im Jahresdurchschnitte 1881 bis 85:

	Oesterreich	Gesammtmonar
	Hektoliter:	
Weizen und Spelz	15,300,000	53,736,0
Roggen	27,193,000	42,867,0
Mengkorn	370,000	3,888,0
Gerste	17,329,000	34,657,0
Hafer	34,191,000	54,825,0
Mais	6,042,000	41,984,0
Buchweizen und Hirse	3,370,000	4,491,0
Hülsenfrüchte	2,681,000	3,994,0
Kartoffeln	103,197,000	141,699,0
	Meter-Zentner:	
Flachs	418,000	498,0
Hanf	224,000	714,0
Tabak	33,000	655,0
Hopfen (Mittelernte)	67,000	75,0

Der auswärtige Handel des österreichisch-ungarisch Zollgebietes ergab in den Jahren 1882 bis 1885 in T senden von Meterzentnern:

	Einfuhr			
	1882	1883	1884	1885
Weizen und Spelz	2297,4	1663,5	1285,9	1381,
Roggen	649,2	785,1	1239,3	889,
Heidekorn, Hirse	286,3	235,9	179,8	345,
Mais	2469,9	1727,0	2084,2	2932,
Gerste und Malz	492,1	518,1	373,0	467,
Hafer	433,9	352,3	385,5	497,
Hopfen	7,1	20,7	13,4	6,
Flachs, Hanf, Jute	429,7	448,4	458,0	423,
Rohtabak	111,7	119,1	116,5	124,

	Ausfuhr			
	1882	1883	1884	1885
Weizen und Spelz	4335,9	2808,9	1109,5	1575,3
Roggen . . .	746,8	266,4	77,4	72,5
Heidekorn, Hirse .	67,2	30,1	15,9	22,5
Mais	665,0	758.3	338,2	194,8
Gerste und Malz .	4698,1	3074,1	3643,5	4239,0
Hafer	658,7	614,2	707,0	844,4
Hopfen	37,5	14,1	23,9	31,9
Flachs, Hanf, Jute	53,9	53,7	46,1	55,9
Rohtabak . . .	54,0	55,8	73,6	72,9 [1])

Die vorstehenden Angaben enthalten den zahlenmäßigen **Beweis** für die überragende Wichtigkeit der Interessen der **acker**bautreibenden Bevölkerung in Oesterreich. Sie ist das **Fund**ament des Kaiserstaats; ohne dasselbe würden seine **Mauern** wanken. Es ist allerdings seit den sechsziger Jahren **Alles** geschehen und nichts ist unterlassen worden, um Oesterreich vorwiegend zu einem Industriestaat zu machen, und **dabei** hat man vielfach die Landwirthschaft als eine Art von **nothwendigem** Uebel behandelt. Wohl ist Oesterreich auf **diesem** Wege zu einer blühenden Industrie gelangt, aber **gesund** ist diese Blüthe doch nur da, wo sie durch die ungeschwächte Kaufkraft, durch den Wohlstand der eigenen Bevölkerung genährt wird. Wo das nicht der Fall ist, steht die Industrie, trotz augenblicklichen Gedeihens, doch in der Luft. Sinkt die Kaufkraft der ländlichen Bevölkerung, so geräth die Industrie zunächst in ein latentes Stadium der Ueberproduktion, was in Oesterreich unter Umständen noch Schlimmeres bedeuten kann, als anderswo, weil die Monarchie von allen Seiten von kräftigen Industriestaaten

---

1) Die ausführliche Wiedergabe dieser Zahlen erscheint nicht überflüssig, angesichts des allgemeinen Interesses, dessen Gegenstand das wirthschafts-politische Verhältniß zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn zur Zeit ist.

lichen Schulden des Kleingrundbesitzes in Böhmen um 350 Millionen Gulden oder um 68 Procent zu, so daß nun auf dem Kleingrundbesitz in Böhmen 854,504,408 fl. hypothekarische Schulden lasten. Dagegen hatte binnen der letzten Jahrzehnte der Ertrag des Ackerbaues in Böhmen um 40 bis 50 Procent abgenommen und in gleichem Maße ist selbstverständlich auch der Werth der Landwirthschaften gefallen". Auch andere Redner, unter ihnen der Hofrath Lienbacher, trugen ernste Klagen über das Schicksal des Bauernstandes vor. Der Abgeordnete Kaiser insbesondere befürwortete die Verbreitung der Raiffeisen'schen Kassen.

Inmitten einer solchen Situation eröffnete die Rede des Ackerbau-Ministers, Graf Falkenhayn, einen Lichtblick. Aus dieser Rede verdienen die folgenden programmatischen Sätze hervorgehoben zu werden:

„Das Programm, dem ich nachstrebe, ist ein doppeltes. Das erste Ziel, das mir vor Augen schwebt, ist, der landwirthschafttreibenden Bevölkerung die möglichsten Erleichterungen in der Produktion zu verschaffen, und das zweite Ziel ist, solche Einrichtungen zu unterstützen und wo möglich ins Leben zu rufen, welche es der Bevölkerung möglich machen, das, was sie durch die erste Art erworben hat, oder wenigstens den größten Theil desselben auch zu behalten. Das sind die zwei großen Ziele, auf welche ich loszusteuern gedenke und auf die ich bisher immer losgegangen bin".

„Ich komme zu einer Angelegenheit, die — ich muß sagen gegen mein Erwarten — heute angeregt worden ist, nämlich zu den Genossenschaften. Ich denke mir den Kern der Genossenschaften in die Bezirke gelegt; ihre Wurzeln müssen sie in jeder Gemeinde, in jedem Gutsgebiete, kurz überall haben, wo sich Leute der Landwirthschaft widmen. Auf diese Art wird der innere Verkehr, der Verkehr mit den Landwirthen selbst, vermittelt. Höher hinauf muß in jedem Lande ein Centralorgan bestehen und durch dieses werden die Bezirksgenossenschaften ihren Verkehr nach außen vermitteln."

„Der Zweck einer jeden Berufsgenossenschaft ist vor

jedem, der sich durch seine Schulden bedrückt findet, auch ohne daß er in Exekution kommt, freistehen, daß er sein Gut durch die Genossenschaft in ein Rentengut umwandelt und so von der Schuld befreit wird".

„Auf diese Art glaube ich, ist es möglich, nicht an Einem Tage natürlich, die Verschuldung langsam und sicher abzustoßen, und zwar abzustoßen ohne Krämpfe und ohne Zuckungen irgend einer Art in den Creditverhältnissen nicht nur der Monarchie, sondern auch des Auslandes, was bisher bei den vorgeschlagenen Modalitäten mit einem Moratorium immer unausweichlich verbunden gewesen wäre".

Am Schluß seiner Rede versprach der Herr Minister die Vorlage eines auf Errichtung solcher Genossenschaften hinzielenden Gesetzentwurfes.

Das Urtheil aller Unbefangenen wird dahin gehen, daß Graf Falkenhayn mit diesem Programm der nothleidenden Landwirthschaft einen neuen Weg gezeigt hat, der zur Rettung führen kann. Denn sieht man von gewissen Formen und Nebendingen ab, so ist die Schaffung bäuerlicher Genossenschaften im Grunde dasselbe, was Friedrich II. in Preußen nach seinen Feldzügen gethan hat, um dem ruinirten Grundbesitz wieder zu Athem zu verhelfen. Ohne die Landschaftsverbände wäre es dem adelichen Grundbesitz, der dem preußischen Staat vorzügliches Material geliefert hat, nicht möglich gewesen, sich zu halten. Ebenso rettend, erhaltend und schöpferisch haben sich die Landschaften nach den Freiheitskriegen erwiesen.

Die Aufgabe, die in Oesterreich zu lösen ist, stellt sich allerdings schwieriger dar. Aber doch nur dem Anscheine nach. Warum sollte es heute, wo das Genossenschafts- und Creditwesen so hoch entwickelt ist, schwieriger sein, bäuerliche Genossenschaften zu schaffen, nachdem in dem erschöpften, jeder Creditorganisation baren, geldarmen Preußen zu Ende des siebenjährigen Krieges der Keim zu den heute so bedeutenden Landschaftsverbänden so erfolgreich gelegt worden ist?

sie den contr. tr. mir zuschreiben und daherreden, kein Gelehrter der früheren Zeit habe diese Ansicht vertreten.[1]) Der contr. tr. wurde auch schon lange vor Eck von verschiedenen Seiten angegriffen. „Eine Reihe von Doktoren lehnen den Vertrag ab, weil sie Fälle annehmen, in welchen der Kaufmann für die Uebernahme des Risikos nicht genügend entschädigt wird, oder wo der Kapitalist den Unternehmer übervortheilt, bezw. ein Gewohnheitswucherer ist. Manchmal reden sie vom Vertrage nur im Allgemeinen, als ob er dem Wucher die Wege bahne, oder sie nennen die entgegengesetzte Ansicht die sicherere. Den Vertrag mit den Einschränkungen und Cautelen, die wir ihm gegeben haben und wie er in Augsburg gehandhabt wird, hat meines Wissens noch kein Doktor bisher verurtheilt." „Von einem überraschend neuen Contrakte kann man nicht reden, zumal jetzt, wo die vorzüglichsten und gelehrtesten Theologen und Canonisten für ihn einstehen."[2])

Der contr. tr. war schon viele Jahrzehnte vor dem Auftreten Ecks zur praktischen Geltung gelangt. Ist es auch übertrieben, wenn Ilsung[3]) einmal behauptete, daß der Contrakt in der ganzen Christenheit üblich sei, so steht doch fest, daß er wenigstens in Augsburg und in vielen andern Handelsstädten zur Zeit Ecks längst in allgemeiner Uebung war.[4]) „Der Vertrag wird in Augsburg seit vielen Jahren angewendet von Männern und Frauen, deren Gewissenhaftigkeit nicht bestritten werden kann, von einer Menge ehrenvoller Bürger, die überall des besten Rufes und hoher Achtung sich erfreuen, von Frauenklöstern, von gelehrten und rechtskundigen Männern, und das geschieht seit mehr als 40 Jahren, so daß sich selten ein wohlhabender Mann da-

1) Tract. de contr. tr. fol. 132 b ff., cf. 136 b, 151 a, 201 a.
2) ib. 128 a, 201 a.
3) ib. 124 b.
4) Scheurl's Briefbuch (1867), I. Bd. Nr. 98, S. 148.

eine sehr beliebte Vertragsform geworden war. Die wissenschaftliche Erörterung beschränkte sich zudem auf die engen Räume der Hörsäle.[1]) Man zankte sich in denselben über die Erlaubtheit des contr. tr. herum und schmiedete ellenlange Conclusionen und Corollarien. Stimmen, die hie und da in der Presse über die Erlaubtheit des Vertrages laut wurden, wandten sich gleichfalls nur an die Adresse der Scholastiker und beabsichtigten keine Wirkung in der großen Oeffentlichkeit. Inzwischen ging die Praxis ungestört ihre Wege. Man gab und empfing unbehelligt seinen fünfprocentigen Unternehmer-Gewinn. Die ganze Welt wußte es, Niemand nahm daran Anstoß. Wäre Eck in den Geleisen seiner Collegen geblieben, so hätte ihm kein Mensch einen Vorwurf gemacht, auch wenn er in der schroffsten Weise den contr. tr. vor seinen Hörern vertheidigt hätte. Seine Gegner sprachen das ziemlich unverblümt aus.[2]) Allein er popularisirte die Discussion, indem er durch seine Disputationen die breiten Volkstheile, namentlich die Kaufmannschaft für die wissenschaftliche Frage nach der Zulässigkeit des Contraktes zu interessiren wußte. Das war es, was sein Auftreten ungewöhnlich erscheinen ließ und ihm in den Reihen seiner Zunftgenossen so viele Tadler erweckte. Aber nicht nur die Form, die Eck für seine Erörterung wählte, sondern auch seine Persönlichkeit an sich waren geeignet, Aufsehen zu erregen. Eck stand 1514 im 28. Lebensjahre. Trotz dieser Jugend hatte er sich schon in der Gelehrtenwelt einen wissenschaftlichen Ruf erworben. Sein reiches Wissen, seine vorzügliche Dialektik und besonders sein staunenswerthes Gedächtniß, die er bei verschiedenen Gelegenheiten, namentlich

---

1) cf. Linsenmann, Conrad Summenhart, Progr. zur 4. Säcularfeier der Universität Tübingen. Ebenda 1887. S. 43 ff.

2) Aretin, Beiträge zur Geschichte und Literatur, VII., S. 631. (Annales Kiliani Leib.) cf. tract. de contr. tr. fol. 223 b. Scheurl's Briefbuch, I, Nr. 89.

mittelpreise, die schließlich fast 100% betrug, veranlaßte die derbsten Ausbrüche des öffentlichen Unwillens. Sprach man von Fuggerei, so galt das mit Wucherei für gleichbedeutend. [1]) „Die Blutsauger, Korn- und Weinaufkäufer, schreibt einmal Geiler von Kaisersberg [2]) voller Entrüstung, schädigen die ganze Gemeinde; man solt ußziehen, sie zu vertreiben von einer ganzen Gemeinde als die Wölffe, die Gott und die Menschen hassen, wann sie weder Gott noch die Menschen fürchten; sie machen Hunger und Theure und tödten arme Leut". Auch sonst standen die Augsburger Kaufleute, abgesehen von einer großen Lebsucht, in keinem guten Rufe. Leichtfertige Bankerotte, die das größte Unheil hervorriefen, kamen nicht gar so selten vor. [3]) Der Zinsfuß bei Darlehen war mitunter sehr hoch. Eine Sache der widerwärtigsten Art war auch das simonistische Treiben der Augsburger. So kauften einmal die Fugger nach dem Tode eines Chorherrn von St. Moriz in Augsburg dessen 6 Pfründen, die eine jährliche Rente von 700 Gulden abwarfen, um 1000 Dukaten mit der Berechtigung, sie an jeden Beliebigen wieder veräußern zu dürfen. [4]) Als Leo X. im Jahre 1514 behufs Weiterführung des Baues der St. Peterskirche den Ablaß Julius II. erneuert hatte, verpfändete Erzbischof Albrecht von Mainz die eingehenden Ablaßgelder an die Fugger von Augsburg, um seine verschiedenen Schulden bezahlen zu können. [5]) Welch erhebendes Schauspiel muß es für das fromme Volk gewesen sein, wenn Fugger'sche Commis die Ablaßprediger auf Schritt und Tritt verfolgten und die anfallenden Summen genau registrirten! [6]) Wir geben hier

---

1) Roth l. c. S. 21.
2) Janssen, l. c. S. 391.
3) ib. S. 397, 398.
4) Roth, l. c. S. 45.
5) Janssen, l. c. II, 65.
6) Roth l. c. S. 45.

„Wuchers" den contr. tr. zu vertheidigen. Welche Angriffe Eck erfahren mußte und wie ihm dieser Schritt ausgelegt wurde, werden wir unten sehen. Wir bemerken aber schon jetzt, daß wir den Vorwurf, Eck habe sich von den Fuggern bestechen lassen und sei nur durch seine Geldgier zu seinem Vorgehen bestimmt worden, als eine unwürdige Verdächtigung entschieden zurückweisen. Es mag unklug gewesen sein, daß Eck gerade in dieser Zeit und unter solchen Umständen für die Kaufleute eintrat. Wir lehnen auch die Möglichkeit nicht ab, daß Eck von den dankbaren Kaufleuten, die endlich einmal in ihm einen Schützer ihrer berechtigten Interessen begrüßen durften, mit Geschenken und allerlei Aufmerksamkeiten bedacht wurde; allein zwischen dem und einer gemeinen Bestechlichkeit ist denn doch ein wesentlicher Unterschied. Eck war für Bestechungen unzugänglich, mögen seine Gegner auch noch so oft das Gegentheil behaupten. Wäre er es gewesen, dann hätte ihm die spätere Reformationsperiode eine reichliche Gelegenheit geboten. Man würde ihn vergöttert und vergoldet haben, wenn er als feiler Miethling in den Dienst der herrschenden Strömung getreten wäre.

Die Opposition gegen Eck in der Zinsfrage hatte ihren Hauptherd in den drei Städten Eichstätt, Nürnberg und Augsburg. In Eichstätt war Eck von Anfang an eine mißliebige Persönlichkeit gewesen. Das kam so. Als Professor Zingel von Ingolstadt 1508 gestorben war, erklärte das Eichstätter Domkapitel den persönlichen Besitz eines Canonikates, welches seit 1466 mit der Universität Ingolstadt unirt war, für erloschen. Dem Kapitel, das regelmäßig aus Adeligen bestand, war es nämlich höchst widerwärtig. einen meistens dem plebejischen Stande angehörigen Professor in seiner Mitte dulden zu müssen.[1]) Eichstätt erbot sich, für die Pfründe jährlich 100 fl. zu zahlen; die Universität

1) cf. Eichstätter Pastoralblatt. Jahrg. 1866. S. 199 ff.

herrschte, alsbald auch in Nürnberg ihr Echo fand? Die Nürnberger mußte außerdem der Kampf Ecks für den Zins besonders verletzen. Schon seit Jahren sahen sie mit großem Mißbehagen,[1]) wie der Stern Augsburgs im Aufsteigen war. Man fürchtete, es möchte schließlich die eigene Stadt in den Hintergrund gedrängt werden. Deßhalb wurden gerade in Nürnberg die Manipulationen der Augsburger Kaufleute möglichst absprechend beurtheilt, obwohl die Nürnberger Kaufleute um nichts besser waren, und dieser lokalpatriotische Haß ging auf Eck über, als er sich um den contractus trinus und um die Interessen der Augsburger angenommen hatte. Zwar blieb Eck trotzdem mit verschiedenen Nürnbergern in literarischem Verkehre, allein dieser Verkehr wurde immer einsilbiger; nach seinem Auftreten in Bologna und Wien und namentlich gegen Luther trat die Abneigung immer deutlicher hervor und artete zuletzt in offene Feindschaft zwischen ihm und einigen Nürnbergern aus.

Am heftigsten scheint die Opposition gegen Eck in der Zinsfrage in Augsburg gewesen zu sein. Dort war Eck eine stadtbekannte Persönlichkeit. Da nämlich die meisten seiner früheren Werke[2]) in Augsburger Officinen gedruckt wurden, so kam er sehr häufig nach Augsburg. Das erste Werk, welches dort erschien, waren die orationes quatuor non indoctae, vollendet am 24. Dezember 1512 bei Johann Otmar. Im November 1514 erschien bei Joh. Miller der berühmte Chrysopassus. Dann folgte am 2. Mai 1515 in derselben Officin das Gutachten über die Osterfeier, welches Eck am 18. November 1514 beendigt hatte. Am 5. Dezember des gleichen Jahres erschienen bei Miller die orationes tres non inelegantes. Im Mai 1515 vollendete Miller den Commentar zu Petrus Hispanus u. s. w.

1) Lier, Der Augsb. Humanistenkreis. Zeitschrift d. histor. Vereins von Schwaben u. Neuburg. Jahrg. 1880. S. 95. Otto Cochläus l. c. S. 60 f. Sachs l. c. S. 380.

2) Wiedemann l. c. S. 451 ff.

druck iniquus plane contractus. Das zog ihm von Adelmann den Vorwurf zu, er sei nicht satis candidus. [1])

Das wissenschaftliche Leben war in Augsburg ähnlich wie in Nürnberg und Eichstätt zumeist ein humanistisches. Berühmt war die sogenannte societas Augustana, [2]) eine unter der Oberleitung Peutingers stehende Gelehrtengesellschaft, die sich namentlich durch Herausgabe von historischen Quellenwerken Verdienste erwarb. Zu dieser Gesellschaft gehörten der Domherr Matthäus von Pappenheim, ein besonders in der Genealogie trefflich bewanderter Mann, die Brüder Bernhard und Konrad Adelmann v. Adelmannsfelden, der Propst Marquart von Stein und der Patricier Georg Herwart. In den Klöstern herrschte eine rege literarische Thätigkeit. Besonders zeichnete sich das Benediktinerkloster St. Ulrich und St. Afra unter seinem gebildeten aber leichten Abte Johann Schrott aus. Es beherbergte den Chronisten Clem. Sender und den Polyhistor Veit Bild. [3]) Im Dominikanerkloster glänzte der Prior Johann Faber, [4]) ein Gelehrter, welcher ebenso treu zur Kirche hielt, als er für den Humanismus schwärmte. Er war so angesehen, daß ihn Kaiser Max zu seinem Gewissensrathe wählte und ihn dazu ausersehen hatte, nicht nur den Bau eines neuen Dominikanerklosters, welches er für 60 Mönche zu fundiren gedachte, zu leiten, sondern auch eine Akademie zum Studium der griechischen und lateinischen Sprache ins Leben zu rufen. An den fünf Lateinschulen der Stadt und in verschiedenen Patricierfamilien wirkten tüchtige Philologen, [5]) z. B. Joh. Vögelin, Joh. Pinicianus, Joh. Mader, genannt Fönisca, Böschen-

---

1) Heumann, Documenta literaria. Altorf 1758. S. 188.
2) Roth, l. c. S. 11.
3) Lier, Der Augsb. Humanistenkreis. Zeitschr. des histor. Vereins für Schwab. u. Neuburg. VII. Jahrg., Augsb. 1880, S. 74 f.
4) ib. S. 76 ff. cf. Kirchenlexikon v. Wetzer u. Welte. 2. Aufl. IV. Bd., S. 1170.
5) Lier ib. S. 79, 80.

unſers Erachtens der Mann war, welcher im Zinsſtreite am meiſten gegen Eck ſchürte und Alles gegen ihn aufzuhetzen ſuchte, und weil er überhaupt unſerm Gelehrten auch in den ſpäteren Reformationskämpfen manche bittere Stunde bereitete.[1]) Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden wurde im Jahre 1457 zu Adelmannsfelden in Württemberg als Sprößling einer braven und reich mit Kindern geſegneten Adelfamilie geboren. Zum Jüngling herangereift beſuchte er die Univerſität Tübingen, wo er Reuchlin mit Begeiſterung hörte. Um ſich in den klaſſiſchen Studien weiter auszubilden, ging er nach Italien und ließ ſich vom Glanze der dortigen Hochſchulen ſo bezaubern, daß er fortan die italieniſchen Hochſchulen weit über die deutſchen ſetzte. Sein ruhigerer Bruder Konrad dachte hierin anders. Nach Deutſchland zurückgekehrt widmete er ſich dem geiſtlichen Stande und erlangte 1484 ein Canonicat am Dome zu Eichſtätt. 1498 wurde er dazu Propſt bei St. Gertrud in Augsburg. 1505 erhielt er endlich noch das Amt eines Domſcholaſters in Augsburg, wodurch er die Aufſicht über die jüngeren Kleriker an der Domſchule und wahrſcheinlich auch die Regentie des Knabenſeminars zu führen hatte. Er ſtarb 1523, nachdem er bereits 1520 von dem Banne, welchen Eck über ihn hatte ausſprechen müſſen, abſolvirt worden war, und wurde in dem von ihm gegründeten Sebaſtianskirchlein zu Eichſtätt begraben.

Adelmann war ein im Ganzen wohlwollender, aber leicht reizbarer Charakter. Mit großer Höflichkeit im Umgang verband er eine ehrlich gemeinte Frömmigkeit, die freilich mehr aus einem religiös veranlagten Herzen, als aus einer feſtbegründeten Ueberzeugung entſprang. Trug er ſich doch im Jahre 1517 mit dem Gedanken, ſich in ein Kloſter zu begeben, um ſeine alten Tage — er war 60 Jahre alt — in frommer Zurückgezogenheit zu beſchließen. Seine Briefe

1) Wiedemann l. c. S. 140 f.

Eine Schattenseite in Adelmann's Charakter war seine große Eitelkeit. Er liebte es, wenn man ihn den Mäcenas der humanistischen Studien nannte. Die Lobhudeleien, wie sie damals in humanistischen Werken und Briefen im Schwunge waren und gegenseitig ausgetauscht wurden, waren ihm sehr willkommen, und er erwiderte sie mit Procenten. Mit dieser Eitelkeit ging eine große Empfindlichkeit Hand in Hand. Wer seine Persönlichkeit nicht so würdigte, wie er sie zu verdienen glaubte, oder wer es wagte, an seiner wissenschaftlichen Größe zu zweifeln, den konnte er mit tödtlichem Hasse verfolgen. Das mußten die Fugger erfahren. Adelmann gab[1]) vor, er verabscheue sie wegen ihrer Geldgeschäfte; auch ihre Prahlerei und ihr Hochmuth sei ihm ein Greuel. Ob aber diese Abneigung ganz frei von egoistischen Motiven war? Thatsache ist, daß Adelmann beim Tode Friedrichs II. von Zollern im Mai 1505 für den Bischofsstuhl candidirte, allein trotz der Anstrengung seiner Freunde auf das Betreiben der Fugger durchfiel. Aehnlich ging es ihm 1517 beim Tode Heinrich's von Lichtenau, wo der bischöfliche Coadjutor Christoph von Stadion durch Fugger'sche Protektion gegen ihn durchdrang. Adelmann war darüber sehr böse und voll Ingrimm gegen die Fugger, diese „reges denariorum".

Besonders auffällig haßte Adelmann unsern Dr. Eck. Schon der Umstand, daß Eck Canonicus in Eichstätt, also ein College Adelmann's wider dessen Wunsch und Willen geworden war, hatte eine Kluft zwischen beiden Männern aufgethan. Ihr Verkehr war nur ein kalter und förmlicher gewesen. Als nun Eck erst gar für die Fugger in die Schranken trat und sich erkühnte, allerlei weniger schmeichelhafte Aeußerungen über die wissenschaftliche Bedeutung Adelmann's zu machen, da war das Tischtuch zwischen beiden für immer entzweigeschnitten. Adelmann konnte Eck nicht

1) Lier l. c. S. 96.

was Dich bewegen konnte, jenen Schwätzer und Sophisten Eck unter Deine Theologen zu zählen und den Namen der Andern (abgesehen von mir, da mich Jedermann kennt) und ihre Ehre durch diese Zusammenstellung zu beflecken". „Ich tadle Dich darüber jedoch nicht;[1]) denn Du hast ihm ja doch nur die Aufgabe der Cloake in Deinem Werke zugemessen, weil aus seinem Munde nur Unflath und Abscheuerregendes hervorbricht. Wie es sich mit den schriftlichen Sachen Eck's verhält, weißt Du aus seinem Geschmier; wie er aber beim Vortrage sich benimmt, das magst Du aus folgender Schilderung entnehmen: Besteigt er das Rednerpult, dann zieht er ein Theologencapitium, das mit Ziegenfell gefüttert ist, an (ein anderes geht ihm wegen seiner Verschwendung ab) und schleppt einen langen Schwanz hinter sich her. In seiner Körperbewegung verräth er ganz den Charlatan. Wenn er dann mit seinen Lippen, die wegen seiner angebornen und gewohnheitsmäßigen Säuferei von Geifer triefen, zu reden beginnt — Gott! welches Geschrei könntest Du hören! Du würdest meinen, er wolle den Stentor meistern; manchmal aber flüstert er wieder so, daß Niemand versteht, was er sagt." Einmal als die beiden Gegner zufällig bei Schwarzenberg in Augsburg an der Tafel zusammentrafen,[2]) wäre es beinahe zu einer Rauferei zwischen Beiden gekommen.

Verlassen wir nun diese nothwendigen Einleitungen und sehen wir uns den Verlauf des Eck'schen Zinsstreites näher an.

Der Kampf begann mit einem Gepläukel, wobei Eck zunächst noch im Hintergrunde stand. Auf Veranlassung Bernhard Adelmann's griff Wilibald Pirkheimer in Nürnberg indirekt die Fugger an, indem er 1513 den Commentar Plutarch's de usura vitanda aus dem Griechischen in's Lateinische übertrug und Adelmann, „dem heftigsten Feinde

1) ib. S. 159.

2) Heumann l. c. S. 181.

in der Zinsfrage sehr gehässig aus. Das hinderte ihn freilich nicht, einige Monate später denselben Ilsung um seine gütige Vermittlung bei Eck zur Lösung des über ihn verhängten Bannes zu bitten.[1]) Dagegen wurden Ilsung und Eck aufrichtige Freunde.

Das Interesse, mit welchem Eck diesen Kämpfen folgte, geht aus der Thatsache hervor, daß er im Jahre 1514 an der Universität Ingolstadt über Zins und Wucher Vorlesungen hielt[2]) und am 25. Mai 1514 den oben von uns skizzirten Traktat de contractibus usurariis vollendete. Die Wucherfrage war ihm übrigens nicht neu, da er schon 1501[3]) bei dem ehrwürdigen Conrad Summenhart[4]) in Tübingen, einem der tüchtigsten und produktivsten volkswirthschaftlichen Schriftsteller seiner Zeit, sich über diese Materie unterrichtet hatte und 1502 Schüler eines Zasius[5]) in Freiburg gewesen war.

Im Herbst 1514 nun rückte Eck in die erste Linie beim Zinskampfe vor.

---

1) Lier l. c. S. 103.
2) Wiedemann l. c. S. 33.
3) Eccii tract. de contr. tr. 119 a.
4) Linsenmann, Conrad Summenhart. Festprogr, Tübingen 1877.
5) Wiedemann l. c. S. 20.

L.

Zur Geschichte Irlands am Ende des vorigen Jahrhunderts.

III. Die Unruhen und Aufstände im Jahre 1797.

Es schien uns nöthig festzustellen, daß weder die irischen Patrioten, seien es die katholischen „Vertheidiger“ oder die vorwiegend protestantischen „Vereinigten Iren“, noch das feile irische Parlament und der unfähige Lord Camden für den Ausbruch der Revolution verantwortlich sind, sondern das englische Ministerium, vor allem Pitt selbst, der den geistesschwachen König vorschob, um das Odium von sich abzuwälzen. Die Revolution beginnt schon mit dem Jahre 1797 und zwar im Norden Irlands unter den Protestanten und faßt erst im folgenden Jahre im Süden, der im Jahre 1797 noch ganz ruhig war, Wurzel.

Zwischen dem 10. bis 25. März hatten die englischen Soldaten mehr als 5400 Flinten, 600 Bajonette, 350 Pistolen nebst anderen Waffen weggenommen; von da an gelang es ihnen selten, der versteckten Waffen habhaft zu werden. Die Edelleute und Gutsbesitzer, welche nicht abwesend waren (die Abwesenden bildeten die Mehrzahl), hatten ihren Einfluß eingebüßt und flohen in die Städte, während der Pöbel ihre Landsitze plünderte. Die Geschwornen weigerten sich die Schuldigen zu verurtheilen, die Zeugen Zeugniß abzulegen. Es kam zu Reibungen zwischen der Miliz und dem Volk. So wurde in Ballybay ein Corporal und seine zehn Sol-

Rede, die schon oft citirt worden, soll auch hier eine Stelle finden:

„Setzen wir den Fall, Ihr seid erfolgreich, was für ein Erfolg ist das? Eine Militärherrschaft! ein vollständiger Despotismus . . . eine Union! Aber was wird wohl die letzte Folge dieses Sieges sein? Eine Trennung. Nehmen wir an, der Krieg dauert fort und Eure Eroberung des eigenen Volkes ist unterbrochen durch eine französische Invasion, was würde Eure Lage sein? Wenn Ihr Euer geringes Kriegsglück auswärts, und die unsichere Lage im eigenen Hause erwägt, so solltet Ihr Euch doch ein wenig bedenken. Selbst wenn Ihr Frieden schließt, so seid Ihr nicht gegen einen zukünftigen Krieg gesichert, wozu die Lage Irlands unter dem gegenwärtigen System einlädt; wenn aber der Krieg fortdauert, dann ist Euer System gefährlich. Wenn Ihr vom amerikanischen Kriege nichts gelernt habt, dann kann ich Euch keine nähere Belehrung bieten. Wir haben Euch ein Heilmittel angeboten. Ihr werdet es verwerfen. Wir lehnen das Eurige ab: Ihr werdet beharren. Ohne Hoffnung Euch rathen oder abrathen zu können, werden wir Euch, nachdem wir unsere Pflicht erfüllt, nicht länger zur Last fallen, und fürderhin nicht mehr in der Kammer erscheinen." Grattan Speeches III, 343.

Die Presbyterianer des Nordens und die Katholiken, welche sich den „Vereinigten Iren" angeschlossen hatten, zeigten nicht die gewohnte Zähigkeit und Widerstandskraft, weil die Führer vor der Ankunft einer französischen Armee nicht losschlagen wollten. Die Franzosen und die holländische Republik, welche eine baldige Landung in Irland zugesagt hatten, ließen auf sich warten und hatten ihre Rüstungen erst dann vollendet, als die Hauptgefahr für England schon vorüber war. Die englische Flotte, das Hauptbollwerk Englands, war vom 15. — 23. April in die Hände von Meuterern gerathen, mit denen die Admiralität unterhandeln mußte. Die Matrosen kehrten erst, nachdem man ihnen eine volle Amnestie und alle von ihnen gestellten Bedingungen bewilligt hatte, zu ihrer Pflicht zurück. Wäre zu dieser

desselben Jahres, in welcher die Holländer nach zähem Widerstande geschlagen wurden, und mehr noch der Tod des großen französischen Generals Hoche, 19. September, eines begeisterten Freundes Irlands, zerstörten alle Hoffnungen, welche die Vereinigten Iren auf Frankreich gesetzt hatten. Die Uebel, an denen Irland krankte, waren zu groß, als daß die politisch Unzufriedenen sich ruhig in ihr Loos gefügt hätten, der Geist der Unbotmäßigkeit bemächtigte sich nach und nach der mittelländischen Grafschaften, in denen die Katholiken vorherrschten. Die Katholiken konnten sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die Oranier, die Schützlinge der Regierung, ungestraft alle Uebelthaten verüben durften, sie sahen oder glaubten wenigstens, daß diese ihre bittern Feinde sich nicht mit der Vertreibung der Katholiken aus der Provinz Ulster begnügen würden, sondern alles Ernstes daran dächten, die Katholiken der übrigen drei Provinzen anzugreifen Die dem Lord Carhampton und andern Bedrückern des Volkes versprochene Strafloſigkeit, die Weigerung der Magistrate, die Klagen und Beschwerden der unschuldig Verfolgten und Geschädigten anzuhören, die Uebelthäter zu bestrafen, den erlittenen Schaden zu ersetzen, endlich die Rücksichtsloſigkeit, mit welcher die Richter alle, welche sich irgendwie compromittirten, bestraften, trieben die Katholiken zum Aufstand. Schlimmer konnte es kaum werden, größere Unbilden konnten sie kaum erdulden, und so wurden die Katholiken zu Verschwörern, aber zu solchen, die sehr leicht hätten umgestimmt werden können.

Die Regierung hatte schon längst einen tüchtigen und erfahrenen General für Irland gewünscht, aber Lord Cornwallis wollte die Oberbefehlshaberstelle nur annehmen, wenn man nicht die Katholiken von den Dissenters durch Gewährung einiger ihrer Forderungen trennte. An seiner Stelle wurde Sir Ralph Abercromby, der eben von Westindien zurückgekehrt war, zum Nachfolger des durch seine Grausamkeit berüchtigten Lord Carhampton gewählt, November 1797.

ſie den Politiker und Friedensrichter. Die lächerliche Poſſe, welche von Camden und ſeinem Kabinet geſpielt wurde, muß jedermann in Staunen ſetzen. Sie haben erklärt, das Land revoltire, und doch können die Befehle des Statthalters von einem Dragoner der Ordonnanz überall hingebracht, die Verordnungen des Sheriff überall ausgeführt werden, vielleicht mit Ausnahme einiger Plätze in den Bergen. . . Die Mißbräuche aller Art, die ich hier fand, ſind kaum glaublich oder zu zählen. Ich verſuchte verſchiedene Wege, mit geringem Erfolg, ich mußte frei von der Leber ſprechen, die Ausdrücke, die ich gebrauchte, waren hart, aber nothwendig".

Nur aus Rückſicht für Lord Camden ließ ſich Abercromby bereden, zu warten, bis ſein Nachfolger beſtellt ſei, und den vermeintlichen Aufſtand im Süden niederzuhalten. Er fand alles ruhig, die Landleute an ihrer Arbeit, die übrigen bei ihren Geſchäften. Gegen Ende April, gerade einen Monat vor Ausbruch der Rebellion, verließ er Irland. Sein Nachfolger war weder ein tüchtiger General, noch ein menſchenfreundlicher billiger Mann, ſondern einer der grauſamſten Fanatiker und unfähigſten Generäle, Lake, der im Norden Irlands commandirt hatte. Wäre Abercromby in Irland geblieben, ſo hätte er wahrſcheinlich dem armen Land einen Theil der Greuel erſpart, einen Unterſchied gemacht zwiſchen den Führern und Verführten.

LI.

Auch ein Wort über landwirthschaftliche Schutzzölle von einem „kleinen" Großgrundbesitzer.

(Aus Westpreußen.)

Als vor etwa einem halben Jahre die bekannten R. Meyer'schen Kornzoll-Artikel in den „Gelben Heften" erschienen, hatte Schreiber dieses breits den Anfang einer kurzen Erwiderung geschrieben. Wenn neben der Rücksicht auf knapp bemessene Zeit gegen die Vollendung dieser Erwiderung besonders auch das Bedenken ausschlaggebend wirkte, als Laie in den großen Fragen der Welt-Socialpolitik mit einem hochangesehenen und kampfergrauten Fachmanne in Widerspruch zu treten, so wird das wohl Niemand erstaunlich finden.

Auch heute, da ein neuer Artikel in Nr. 108, 5 d. Bl. das damalige Vorhaben zur Ausführung bringt, sei ausdrücklich betont, daß weder ein eng-chauvinistischer, noch einseitig agrarischer und daher unchristlicher Standpunkt irgendwie vertreten werden soll. Nebenher sei auch bemerkt, daß Verfasser nicht zu der vielbeneideten und vielleicht gerade darum viel angefeindeten Klasse der Latifundienbesitzer gehört, sondern selbst ein mittleres Landgut mit eigenem Waldbesitz und einem gewerblichen Nebenbetriebe (keine Brennerei!) verwaltet.

Inmitten des praktischen Lebens stehend, kann er daher auch nur auf einige Punkte näher eingehen, welche nach

hörten — tauchte in der Presse („Kölnische Volkszeitung") der Vorschlag auf, die Staatswaldungen des besseren Bodens zu Ackerland umzuwandeln! Gott Dank sind dieser und ähnliche durch die abnormen Körnerpreise des Augenblicks beeinflußten Nothstandsvorschläge bald verstummt. Das „Hauptgeschäft" im Kornhandel scheint gemacht zu sein und die abnormen Preise können sich, wie es scheint und die Börsennotizen der letzten Tage bestätigen, nicht mehr behaupten. Eine ruhigere Stimmung hat in Folge dessen wieder Platz gegriffen, und Fragen so tief eingreifender und weitreichender Natur, als die letzterwähnte, können nun wieder ruhen. Aber auch in der Kornzollfrage hat die letzte Theuerung die Gemüther mehr als wünschenswerth aufgeregt, und auch hier thäte nun zum gerechten Abwägen aller entscheidenden Faktoren wieder recht ruhige Ueberlegung Noth. Nicht etwa um etliche Hundert oder Tausend große Großgrundbesitzer, nein und entschieden nein! hier handelt es sich um eine Lebensfrage von Hunderttausenden, um eine Existenzfrage des conservativsten Volkselementes in seinen verschiedenen Formen und Abstufungen!

Es ist daher gewiß nicht zuviel verlangt, daß eine solche Frage auf Grund richtiger wohlerwogener Prämissen entwickelt und gelöst werde, und nicht etwa unter dem mitwirkenden Einfluß zufälliger oder vielleicht ad hoc erzeugter Faktoren, wie die augenblickliche Mißernte in Rußland oder die daran ansetzende Spekulation der Börse. Soll eine Radikalkur vorgenommen werden, so haben wir auch das Recht zu fragen, ob der Kranke sie aushalten und überleben kann. Eine Kur à la Doktor Eisenbart wäre ein entsetzliches Unglück, vor dem Gott uns behüten wolle!

H. St.

welches eintreten muß, wenn die Millionenheere mit ihren furchtbaren, in ihrer ganzen Wirkung aber noch nicht erprobten Mordwaffen aufeinanderstoßen, bändigt einigermaßen die Kriegsluft. Das Gefühl aber hat Jeder: das Schwert hängt nur an einem Haare, und dies kann jeden Augenblick reißen. Nehmen wir dazu die schlechten wirthschaftlichen Aussichten, die Theuerung, deren Größe noch nicht abzusehen ist, den Rückgang von Handel und Gewerbe, zum Theil in Folge der Theuerung, und damit die Verdoppelung der Nothlage für Tausende — man kann wahrlich heute nicht sagen: es ist eine Lust zu leben." [1])

Der Cardinal Lavigerie hat sich diese Lage angesehen, als er vor bald zwei Jahren der Republik die Zukunft in Europa verhieß. Die Frage von der Wahl zwischen Monarchie und Republik war aber überhaupt nicht neu, und in Bezug auf Frankreich insbesondere hat der Cardinal einen Vorläufer gehabt, an den Niemand mehr zu denken scheint. Es war niemand Anderer als der „große Staatsmann" in Friedrichsruh.

Als er den ersten deutschen Botschafter bei der französischen Republik vor dem Criminalgericht zu Berlin zu Tode zu martern begann, da ist es aufgekommen, was ihm die Republik einerseits, die Monarchie andererseits werth sei. Graf Harry von Arnim war Legitimist, wie noch im Jahre 1859 jeder ehrenhafte Mann unter dem hohen Adel Preußens. In seiner Stellung zu Paris wünschte er zur Wiederherstellung der Monarchie behülflich seyn zu dürfen. Von dem Fürsten Bismarck aber bekam er unter dem 23. November und 20. December 1872 die strengsten gegentheiligen Weisungen, deren Begründung ein helles Licht auf die heutige Lage wirft:

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 18. September ds. Js. — Seitdem haben sich hohe Herren dießseits und jenseits der Vogesen bemüht, keine „trüben Wolken am politischen Horizont" zu sehen. Auf wie lange?

Andererseits zeigten sich damals schon die Vorboten des Sturmes, der den Berliner Correspondenten des großen Münchener Blattes vor Kurzem zu der Aeußerung veranlaßte: die von Lavigerie geleitete Bewegung drohe, den (universellen) Charakter des Papstthums völlig zu verändern; im Vatikan scheine man kein Ohr für deutsche Interessen zu haben, und wenn „der Papst heute noch Landesfürst wäre, so würde man es an Mitteln nicht fehlen lassen, seiner Diplomatie eine andere Politik aufzunöthigen.“ [1]) Selbst das preußisch-conservative Hauptorgan ließ sich von Anfang an glauben machen: es handle sich bei dem Vorgehen des Cardinals unter Zustimmung der Curie um einen Angriff auf die Bastionen des Dreibundes, den man um das königliche Italien betrügen wolle.

„Während es dem Cardinal Lavigerie durch seine Kundgebungen gelungen ist, die kirchlichen Parteien in Frankreich förmlich zu spalten, und man hervorragende Kirchenfürsten für und gegen ihn Partei ergreifen sieht, wird man in den hiesigen maßgebenden Kreisen immer mehr in der Ueberzeugung bestärkt, daß die Aktion des Cardinals und, so weit ihr die Curie zustimmt, auch die Haltung der letzteren sich überhaupt weniger auf Frankreich, als auf Italien bezieht, und daß auf dem Umwege über Frankreich die Bekämpfung der italienischen Regierung bezweckt ist, Crispi daher in vollem Rechte war, wenn er schon in seiner Florentiner Rede auf die Unterstützung hinwies, welche den Umsturzelementen von dieser Seite zu Theil wird. In Frankreich treten die Gegensätze, in welchen sich die Beurtheilung des Auftretens des Cardinals Lavigerie kirchlicherseits bewegen, immer schärfer hervor. Während der Bischof von Annecy der erste unter den französischen Kirchenfürsten war, der den Anschauungen des Cardinals Lavigerie zustimmte, war der Bischof von Seez der erste, der dieselben entschiedenst bekämpfte. Letzterer, Msgr. Trégare, erklärt, daß er gegen die Republik nichts einzuwenden habe, dies aber unter der

1) Münchener „Allgemeine Zeitung“ v. 9. u. 14. August d. Js.

glauben. Denn während alle anderen Staaten Europa's zur republikanischen Staatsform übergehen könnten, ohne ihren Bestand zu riskiren, müßte Oesterreich unbedingt in seine Nationalitäten zerfallen und unter die Nachbarländer aufgetheilt werden. Das ist aber auch die Stärke der Ostmonarchie.

Ueber die Bewegung in Frankreich hat sich das Hauptblatt der Orleanisten am leichtesten getröstet: „Unter den heutigen Umständen dürfen wir für die Wiederherstellung der Monarchie nur auf die Vorsehung zählen, deren Wege geheimnißvoll und deren Absichten unergründlich sind, die sich vielleicht nicht immer um die Vorgänge hienieden zu kümmern geruht.“ [1]) Wenn man Umschau hält über die europäischen Throne, groß und klein, so möchte man allerdings, insbesondere bezüglich des Nachwuchses, an dieser „Gnade Gottes“ fast irre werden. Aber es ist unfruchtbar, sich hierüber viel den Kopf zu zerbrechen; denn die große Frage bleibt immerhin, ob nicht die zweite Nation des Berliner „Vorwärts“, mit ihrer Neuordnung der Gesellschaft, der ersten Nation, mit einer Umwandlung der Staatsform nach ihrem Ideal, zuvorkommen würde.

Die moderne bürgerliche Gesellschaft hat sich in rasendem Lauf aus dem mittelalterlichen Vaterhause auf den Höhepunkt ihrer Selbstständigkeit erschwungen. Aber ihre Staatsformen haben sich weder nach außen zu einigen und zu consolidiren, noch nach innen mäßigend zwischen den Classen zu wirken vermocht. Daher jetzt Krieg nach außen, Krieg nach innen. Das ist allerdings das Verhängniß des zweifachen Nationalitäten-Kampfs: soweit hat der „Vorwärts“ Recht.

1) Aus dem Pariser „Soleil“ in der Wiener „Neue Freie Presse“ vom 17. August ds. Js.

mator der protestantischen Theologie zu gelten." Wenn durch solch überschwängliches Lob Katholiken angelockt werden sollen, Döllinger zu lesen, so täuscht sich Kohlschmidt. Für die meisten Katholiken, mit Ausnahme einiger Gelehrten, existiren die späteren Schriften einfach nicht, und können schon deshalb keinen Schaden stiften; die wenigen, welche sie lesen, sind zum voraus gewaffnet, und werden durch die Lesung selbst in ihrem Mißtrauen noch mehr verstärkt. Döllinger kann schon darum nicht der furchtbarste Gegner des römischen Systems sein. Wenn die Protestanten um jeden Preis die römische Festung stürmen wollen, müssen sie sich nach einem andern Sturmbock umsehen; wenn sie ihn aber für sich selbst als Reformator der protestantischen Theologie behalten wollen, dann können wir nur gratuliren zu der sonderbaren Errungenschaft.

LIV.

Pioniere der Cultur.

Eine Culturgeschichte, welche den großartigen Leistungen der katholischen Kirche auf allen Gebieten der Cultur gerecht wird, erscheint immer mehr als wirkliches Bedürfniß. Denn wie sich im öffentlichen Leben christliche und neuheidnische Cultur scharf gegenüberstehen, so tritt auch auf wissenschaftlichem und literarischem Gebiete die Vertheidigung der neuheidnischen Cultur immer kecker auf. Der rationalistische Buckle allein hat mit seiner „Geschichte der Civilisation in England", welche ja ein weiteres Gebiet behandelt, als der Titel besagt, schon viel Verwirrung und Unheil angerichtet. Das Buch wandert in vielsprachigem Gewande durch die Welt und verkündet als unabweisbares Resultat der Forschung, daß die

Für diesen Nachweis, der noch wesentlich mehr beweist als nur die aufgestellte Behauptung, muß man das Buch selbst zur Hand nehmen, eine solche Fülle der interessantesten Einzelheiten wird hier geboten. Dieses Resultat ward nur ermöglicht durch das oben betonte mühevolle Zusammensuchen der einzelnen, oft sehr weit von einander entfernt liegenden Steinchen. Bei dieser Sammlung befolgte der Verfasser einen Weg, der noch besonderes Lob verdient. Er ließ die Quellen zweiter Hand bei Seite, auf das Größte und Bedeutendste unter den sprachwissenschaftlichen Werken und Zeitschriften war sein Suchen gerichtet und nur dadurch war es möglich, einfachhin unverwerfliche Zeugnisse zusammenzubringen. Es sind die größten Autoritäten auf den verschiedenen Gebieten, die zu uns sprechen. Deßhalb hat das Büchlein auch auf solcher Seite bereitwillige Anerkennung gefunden, wo man sonst allzuleicht zur scharfen Kritik katholischer Autoren geneigt ist.

---

bemerkt, verdankt Voltaire diesem berühmten Sinologen die stoffliche Unterlage für seine Tragödie L'orphelin de la Chine). Joh. Phil. Wesdin, als Carmeliter-Missionär Paulinus a S. Bartolomeo, geb. in Hoff an der Leitha, 1776—89 Missionär an der Küste von Malabar, später in Rom Professor der indischen Sprachen an der Propaganda, verfaßte die erste Sanskrit-Grammatik in Europa Die erste wissenschaftliche Kunde von japanischer Sprache verdankt man nicht etwa den Holländern, sondern portugiesischen Missionären, insbesondere dem P. Rodriguez († 1633). Um die Kenntniß der mexikanischen Sprachen haben sich die Söhne des hl. Franciskus, voran Alonso Molina, die meisten Verdienste erworben; in der Behandlung der Sprachen auf den Philippinen stehen die Dominikaner in vorderster Reihe. Das Bedeutendste über die malayischen und polynesischen Sprachen aber hat der als scharfsinniger Linguist allgemein anerkannte spanische Jesuit Lorenzo Hervas geleistet, der Vorläufer und Pfadweiser W. v. Humboldts, den er auf den innern Bau und die Verwandtschaft der malayischen Sprachen aufmerksam gemacht hat, „eine der glänzendsten Entdeckungen in der Geschichte der Sprachwissenschaft", wie Max Müller sagt.

LV.

Von der Trierer Heiligthumsfahrt.

„Gebt mir eine Armee Beter", hat einst der große Pius IX. gerufen, als Gefahren und Nöthen berghoch auf ihn eindrangen. Seitdem ist viel, immer mehr gebetet worden überall, wo es Katholiken gibt. Der Gottesdienst wurde fleißiger besucht, die alten Gnadenorte und Heiligthümer wurden eifriger aufgesucht, die Wallfahrten lebten wieder auf in den Ländern, wo sie, wie im größten Theile Frankreichs, außer Uebung gekommen waren. Die verhängten Prüfungen lehrten beten. In Frankreich gab der schreckliche Krieg den Anstoß zur Umkehr zu Gott, welche trotz aller Behinderung langsam aber sicher Fortschritte macht. Die Bedrückungen der Kirche in Italien, Frankreich und andern Ländern drängen dazu, zum Gebete seine Zuflucht zu nehmen. Wo wären wir in Deutschland mit dem Culturkampf hingekommen ohne die unüberwindliche Waffe des Gebetes, welche uns auch in den weiteren Kämpfen und Anstrengungen die beste Hülfe sein wird?

Dieser allgemeine Gebetseifer ist nun auch äußerlich in die Erscheinung getreten aus Anlaß der Ausstellung des heiligen Rockes in Trier. Gegen zwei Millionen Pilger aus allen Völkern, ja aus allen Welttheilen sind innerhalb sieben Wochen nach dem deutschen Rom gewallt. Die naheliegenden Gegenden und Länder waren am stärksten vertreten. Im Trierischen, Luxemburgischen und in Deutsch-Lothringen

gestimmt; wie eine Woge ging das Lied durch die Reihen; von einer andern Seite begann ein rührendes Passionslied, von dritter Stelle ertönte ein Marienlied. Einigemal drang das „Großer Gott, wir loben Dich“, oder „O Maria, hilf uns all, hier in diesem Jammerthal“ allgemein durch, wurde von den 3 bis 4000 Pilgern gesungen, welche sich in der Umzäunung befanden, und von den Außenstehenden fortgesetzt.

Auch lateinisch, französisch und polnisch wurde gesungen. Ueber den Köpfen der Waller wehten Fahnen mit den Bildern der Heiligen, sowie Vorstellungen der göttlichen Geheimnisse. Es war ein Schauspiel für Engel und Menschen, wie einst der große Papst von der kleinen, aber muthigen Schaar gesagt hat, welche der Gedeon unserer Tage, Windthorst, so erfolgreich geführt hat und die nach seiner Abrufung ungebeugt fortfährt zu kämpfen. Fremde, welche keine der von den Pilgern gebrauchten Sprachen verstanden, blieben stundenlang stehen, um sich an der Andacht und Innigkeit der Beter und Sänger zu erbauen. Alle Zuschauer waren tief bewegt und ergriffen. „So etwas erlebt man nur einmal“, sagten viele unter Thränen der Freude und Rührung. Der Anblick der Pilger war eine Predigt, so eindringlich und überzeugend, wie der beredteste Kanzelvortrag eines frommen Priesters. Wenn einmal während des Tages eine Lücke entstand und die letzte Procession in den Dom einrückte, dann eilten aus den Gassen und vom nahen Markt sofort Schaaren Einheimischer und Fremder heran, um sich anzuschließen, Gesang und Gebet fortzusetzen, bis eine neue Procession einzog. Der Strom hörte nie auf.

Die an den Dom stoßende Liebfrauenkirche ist wegen ihrer schönen Bauart, ihren hochemporstrebenden Säulen der „Vorhof des Himmels“ genannt worden. Aber während der sieben Wochen der Pilgerfahrt machte der Domfreihof den Eindruck eines solchen Vorhofes. Versetzten die süßsinnigen Gesänge und Gebete der Pilger nicht in eine höhere glücklichere Welt? Harrten die Wallfahrer nicht nach Einlaß

ſ geſchieht, liefert uns den ſo überaus troſtreichen daß trotz Allem und Allem der Glaubenseifer in Kreiſen ſich zu erheben fortfährt, ja an Ausdehnung len hat. Beten wir immer eifriger, damit wir im Jahrhundert noch beſſer den Namen „Land der Gläu- verdienen, indem dann die Einheit im Glauben her- lt ſei, wenigſtens in höherem Maßſtabe als jetzt. Bei iſt nichts unmöglich, und ſeine Gnade hat denen nie lt, die ihn darum angefleht. Oder ſollten Deutſchland Frankreich, welche jetzt mehr als je im Vordergrund en, nicht höherer Zwecke halber mit ſo viel Macht und aben ausgeſtattet worden ſein? Sie ſind Blutsverwandte nicht zu ewigem Hader verurtheilt. Beide ſtehen an ſter Stelle in der Heerſchaar des Gebetes, was uns mehr irgſchaft für ihre politiſche Annäherung und Ausſöhnung ewährt, als alle Kunſt der Staatsmänner.

LVI.

Von italieniſchen Friedhöfen.

Ueberraſchend iſt uns bei dem harten, der Gemüthspflege ſonſt fremden Römervolk die Sorge, die es auf die Ruheſtätten ſeiner Todten verwendete. Unzählige alte Grabſteine und Sarkophage, die wir in Roms Kirchen und Klöſtern, in den Sammlungen des Lateran und Vatikan, ſowie auf dem Capitol finden, geben Zeugniß davon. Wehmüthige Klagen des Ueberlebenden, Wechſelgeſpräche zwiſchen ihm und dem Dahingeſchiedenen, in oft überaus poetiſcher Form, wirken als eine Erinnerung an eine Vergangenheit, die auch

und noch geschieht, liefert uns den so überaus trostreichen Beweis, daß trotz Allem und Allem der Glaubenseifer in weiten Kreisen sich zu erheben fortfährt, ja an Ausdehnung gewonnen hat. Beten wir immer eifriger, damit wir im neuen Jahrhundert noch besser den Namen „Land der Gläubigen" verdienen, indem dann die Einheit im Glauben hergestellt sei, wenigstens in höherem Maßstabe als jetzt. Bei Gott ist nichts unmöglich, und seine Gnade hat denen nie gefehlt, die ihn darum angefleht. Oder sollten Deutschland und Frankreich, welche jetzt mehr als je im Vordergrund stehen, nicht höherer Zwecke halber mit so viel Macht und Gnaden ausgestattet worden sein? Sie sind Blutsverwandte und nicht zu ewigem Hader verurtheilt. Beide stehen an erster Stelle in der Heerschaar des Gebetes, was uns mehr Bürgschaft für ihre politische Annäherung und Aussöhnung gewährt, als alle Kunst der Staatsmänner.

LVI.

Von italienischen Friedhöfen.

Ueberraschend ist uns bei dem harten, der Gemüthspflege sonst fremden Römervolk die Sorge, die es auf die Ruhestätten seiner Todten verwendete. Unzählige alte Grabsteine und Sarkophage, die wir in Roms Kirchen und Klöstern, in den Sammlungen des Lateran und Vatikan, sowie auf dem Capitol finden, geben Zeugniß davon. Wehmüthige Klagen des Ueberlebenden, Wechselgespräche zwischen ihm und dem Dahingeschiedenen, in oft überaus poetischer Form, wirken als eine Erinnerung an eine Vergangenheit, die auch

LVII.

Dr. Johann Eck und das kirchliche Zinsverbot.

V.

Im Herbste 1514 hielten die beiden Carmeliten Stephan von Brixen und Zenesius, welche von ihrem Ordens-Obern in Mantua zur Visitation nach Deutschland gesandt worden waren, ein Provincialcapitel in Augsburg ab.[1]) Auf ihre Bitten und ihre in den höflichsten Formen abgefaßte schriftliche Einladung ließ sich Eck zu einer Disputation de licitis usuris herbei.[2]) Die Disputation fand in Augsburg statt. Den Vorsitz führte Stephan von Brixen, Zenesius respondirte. Wir kennen nicht den Verlauf der Disputation; vermuthlich war derselbe jedoch ein für Eck angenehmer und ehrenvoller, da sich Eck im Briefe an Abt Reuter von Kaisheim in der freundschaftlichsten Weise über seine beiden Gegner ausdrückt.[3]) Weniger erfreulich und angenehm für Eck waren die Folgen, die sich an diese Disputation knüpften. Ueberall, wohin die Nachricht von der geschehenen Disputation drang, bemächtigte sich eine große Erregung der Geister. Viele stimmten Eck bei, noch viel mehr bekämpften ihn mit dem Aufgebote aller möglichen Gründe. Eck war nicht der

---

1) Eccii replica 48 b, 49 a.

2) Ep. Eccii ad Conr. Abbatem. Abgedruckt bei Riederer, Nachrichten ꝛc. Altorf 1766. III Bd. S. 63. Wiedemann l. c. S. 54.

3) Ep. ad Conr. Abb. l. c. S. 63.

Uebermuth und erklären ihre Verträge als erlaubt. Ich bitte Dich also bei unserer alten Freundschaft, schreibe mir, was Du mit unsern Freunden meinst, und damit Du Dich dessen besser zurecht findest, sende ich Dir Eck's fundamenta und responsiones, womit er seine Argumente zu stützen hofft. Unser Propst (Kreß) schickt Dir seinen Gruß". — Das Gutachten Trutvetters kam zwar nicht den Wünschen Ecks entgegen,[1]) war aber vermuthlich in einem ruhigen und versöhnlichen Tone abgefaßt, so daß Eck später nur die höchsten Lobsprüche für Trutvetter hatte und auf Scheurls Veranlassung in brieflichen Verkehr mit Trutvetter trat.[2]) Die verschiedenen Gutachten hatten zur Folge, daß Bischof Gabriel die Disputation an der Universität Ingolstadt untersagte.[3]) Selbstverständlich blieb es Eck unbenommen, an einem andern Orte, der nicht der Jurisdiktion seines Bischofs unterstand, die Thesen anzuschlagen. Indessen gebot die Rücksicht auf den Bischof, von einer deutschen Universität abzusehen. Eck kam deßhalb auf den Gedanken, die Thesen an einer italienischen Hochschule zu vertreten.

Die Aeußerungen competenter Persönlichkeiten nahm Eck ohne besondern Unwillen auf. Dagegen beleidigte es ihn aufs höchlichste, daß sich so viele Kleingeister in den Streit mischten und über ihn in einer Weise herfielen, die seinen gerechten Unwillen herausforderten. Man nannte ihn einen Aergernißstifter,[4]) einen Krämerapostel,[5]) einen Volksverführer u. s. w., man sagte ihm nach, er verdrehe die Stellen aus dem jus canonicum[6]); namentlich hielt man ihm seine Jugend und Unerfahrenheit vor. „Eck, hieß es, ist ein

---

1) Scheurl l. c. Nr. 102.
2) ib. N. 112. cf. 103 u. 108.
3) Wiedemann l. c. S. 54.
4) Eccii tract. de contr. tr. 223 a u. b.
5) Heumann l. c. S. 201.
6) Tract. de contr. tr. 108 a, 151 b, 152 b, 196 a, 223 a u. b.

überspannter Mensch, ohne tüchtige Kenntniß der Philosophie und Theologie und viel zu jung, um einer Aufgabe, die selbst gelehrte Männer nur mit Zagen berühren, gewachsen zu sein. Es ist nur Hochmuth, wenn ein junger Theologe von kaum 28 Jahren sich an ein so herkulisches Werk wagt und seine Sichel an eine fremde Ernte legt. Um eine solche Aufgabe zu bewältigen, bedarf es anderer Talente, eines höheren Wissens und größerer Erfahrung. Die Pygmäenschultern eines Eck sind zu schwach dafür". „Außerdem kennt Eck die Welt nicht, da er weder Frankreich noch Italien gesehen hat". „In dieser Art und noch viel bissiger bellten die Gegner Ecks allenthalben aus ihren Schlupfwinkeln". [1]) Eck blieb aber die Antwort nicht schuldig. Auch er verstand es, gehörig grob zu sein. Er schleuderte seinen (zum Theil wenigstens) unwissenden Feinden die Titel: scioli, sacrificuli, theologastri, simiae, Thrasones u. s. w. an den Kopf, ohne sie freilich zum Schweigen zu bringen.

Unter solchen verdrießlichen Händeln kam das Jahr 1515. Eck benützte die Wintermonate, um seine Theorie vom contractus trinus ausführlich zu begründen. Er legte dabei wesentlich das von Propst Kreß in Nürnberg verfaßte und oben schon besprochene „consilium" seiner Arbeit zu Grunde. Die Frucht seiner Studien war der am 9. März 1515 vollendete Traktat über den contr. tr., dessen Hauptinhalt wir wiedergegeben haben.

Inzwischen war die Streitfrage über den contr. tr. bis nach Rom gedrungen. Konrad Köllin, [2]) ein ausgezeichneter Dominikanertheolog und Prior des Ulmer Conventes, befragte seinen General Thomas de Vio, später Cardinal Cajetan genannt, über die Sache. Cajetan wohnte eben dem Lateranconcil in Rom bei. Am 1. April, an welchem

1) Tract. de contr. tr. 215 a u. b, 156 a.

2) Zech, rigor moderatus, Ingolstadt 1717, dissert. III, § 158, S. 89.

in schönem Latein beschrieben. Der Brief ist in den orationes tres non inelegantes bei Miller in Augsburg am 5. Dezember 1515 erschienen. Wir geben im Folgenden einen möglichst gedrängten Auszug aus dem Berichte:

Gott die Ehre!

Du bist allerdings, ehrwürdiger Vater, viel beschäftigt, um das religiöse Leben und den Geist der Frömmigkeit in Deinem Kloster zu fördern und dabei die zeitlichen Angelegenheiten gut zu verwalten. Nichtsdestoweniger glaube ich Dir bei Deiner großen Liebe zu den Studien und zur Literatur einen Gefallen zu erweisen, wenn ich Dir einen Rechenschaftsbericht über meine Reise nach Italien gebe. Du wirst Dich vor Allem wundern, daß ich Italien aufgesucht habe, nachdem ich zuvor nie über die deutschen Grenzen hinausgekommen bin. Allein Du weißt, wie getheilt die Meinungen über die im vorigen Jahre von mir publicirte Disputation waren und wie viele meiner Ansicht entgegengetreten sind. Das bot mir einen erwünschten Anlaß, Italien zu bereisen, was schon längst mein Verlangen war, um dort an hochberühmter Stelle mit Männern voll der Gelehrsamkeit diesen und andere Gegenstände zu besprechen.

Da die Universitäten Padua und Pavia der Kriegsunruhen wegen nicht besonders blühten, entschloß ich mich für Bologna. Damit man mir nicht nachreden konnte, ich hätte als deutscher Doktor nichts gethan, dachte ich den von mir längst publicirten Gegenstand bereichert mit theologischen, juridischen und philosophischen Zusätzen zu einer Disputation vorzulegen und meinen wissenschaftlichen Ruf daranzuwagen. Mir kam das Unternehmen anfangs etwas schwer und gewagt vor, zumal da ich ein deutscher junger Mann war und bisher auswärtige Hochschulen nicht gesehen hatte. Allein der Nuntius am kaiserlichen Hofe Lorenz Campeggi machte mir Muth und so wagte ich frisch den Strauß. Um dem Verdachte zu begegnen, als ob ich von Uebermuth und Stolz beherrscht wäre, hielt ich es für gerathen, die theologische Fakultät zu Bologna zuvor von meiner Absicht zu verständigen und ihre Zustimmung einzuholen; man sollte mir nicht nachsagen, daß ich einen ernsten

aufnahm und über alle Beschreibung freundlich bewirthete. Wir waren Studienfreunde von Freiburg her. Am 29. Juni, dem folgenden Tage, lud mich Bischof Christoph von Schrovenstein zur Tafel, wo unter Gesprächen über Wissenschaft und Tagesneuigkeiten die Zeit rasch verfloß. Unter Begleitung des Dr. Blasius reisten wir nun bis zur Brixener Klause, wo mich der hochgelehrte Augustin Iphofer, Domherr in Brixen, erwartete. Von meinem Diener allein begleitet kam ich von da nach Trient; dort traf ich einen alten Freiburger Studiengenossen, den bischöflichen Kämmerer Christoph von Regelbeck, bei welchem ich alte süße Erinnerungen an fröhlicher Tafel wieder auffrischte.

In Verona las der kaiserliche Rath Graf Hieronymus de Nogarolis den Brief seines bei unserm Freunde Peutinger in Augsburg sich aufhaltenden Sohnes Leonardo und lud mir zu Liebe einige Veroneser Philosophen zur Tafel. Wir discutirten sehr lebhaft verschiedene Fragen aus der philosophia naturalis. Bei einem Rundgange durch die Stadt traf ich den Proviantmeister Heinrich Lai aus Ulm, der einst in Tübingen mit mir den Artisten Benedikt Farner gehört hatte, und den ebenso gelehrten als tapfern Commandanten Franz Braitnauer, der in Freiburg mein Commilitone in den juristischen Studien gewesen war. Mein innigstes Verlangen war ein Besuch von Mirandula, wo der berühmte Gelehrte Graf Franz Picus lebte. Allein der kaiserliche Sekretär Bernhard Coritius, an den mich der Bischof von Brixen brieflich empfohlen hatte, hielt eine Fahrt dahin für gefährlich, weil die Wittwe des Ludwig Picus eben Mirandula belagerte. Auf Rath des Grafen de Nogarolis und des Coritius reiste ich nach Hostia, um mittels ihrer Empfehlungsschreiben vom Grafen Rizardus de Bagon in Reveri zu erfahren, ob ich sicher nach Mirandula gelangen könnte oder mich vielmehr nach Ferrara begeben sollte. In Reveri hörte ich vom Sohne des Grafen Rizardus, daß die Wittwe die Belagerung aufgehoben habe, und ich ohne Gefahr nach Mirandula kommen könne. Mein Wunsch war befriedigt. In Mirandula angekommen, benachrichtigte ich den Grafen Franz Picus von meiner Anwesenheit. Ich wurde sofort in's Schloß berufen und es ist unglaublich, mit welcher

Freundlichkeit, mit welcher Eleganz und mit welcher Anmuth ich aufgenommen wurde. Als ich reich gestärkt an Geist und Körper vom Grafen und seiner edlen Gemahlin Abschied nahm, war ich überzeugt, daß alle Beschwerden dieser Fahrt durch die Freundschaft dieses Mannes weit aufgewogen seien. Endlich langten wir am 6. Juli in Bologna an. Die deutschen Studenten bewillkommten mich in großer Anzahl. Tags darauf, es war ein Sonntag, vertheidigte der Dominikanerprovincial für Deutschland Dr. Paduanus Thesen, welche er gegen Widersacher publicirt hatte, mit Geschick und nicht ohne Ruhm. Bei diesem Anlasse war auch mir zu argumentiren gestattet. Der Satz lautete: es gibt keine Prädestination ꝛc. Ich citirte dagegen unter Anderm Augustinus de praedestinatione und bedrängte den Mann mit meinem Auctor nicht wenig. Am folgenden Tage hinterbrachten mir jedoch die Dominikaner-Patres der Stadt, daß das Buch nicht von Augustin sei; ich lasse die Sache unentschieden.

Am 12. Juli hielt ich im Tempel des hl. Petronius in Gegenwart der beiden Rektoren, des Bischofs, der Theologen und Juristen und einer Menge von Studenten meine beabsichtigte Disputation von der 16. bis zur 21. Stunde. Der ehrwürdige und gründlich gelehrte Dominikanerprior und Dekan der Fakultät P. Eustachius setzte mir mit seinem Wissen am meisten zu. Allein der vorzügliche Jurist Karl Ruinus, Augustin Bero und Bernhardin de Pino nahmen sich meiner These, wie sie gestellt war, gegen ihn an. Hierauf besprach ich mich privatim mit vielen gelehrten Männern, besonders mit dem Haupte der Minoriten, Hieronymus Gaddius, einer Leuchte der Wissenschaft, und mit dem tüchtigen Doktor der Theologie und Carmeliten Johann Angelus von Brixen. Beide prüften mit dem Magister der Theologie Johann Fossanus und dem bewunderungswürdigen Canonisten Crotus de Monteferrato sorgfältigst meine Thesen und erklärten ihren Beitritt. Zur Beglaubigung bestätigten sie mir das durch eigenhändige Schreiben.

Zu Bologna hielt sich damals ein allgemein angestaunter Dialektiker, der Spanier Johann Idalgo auf. Dieser stritt

mit mir in der Franziskuskirche sehr scharfsinnig über Gegenstände aus der Logik und Physik. Ich bewunderte ihn.

Nach der Disputation blieb ich noch eine Zeit lang in Bologna und hörte theologische, juristische, philosophische und philologische Vorlesungen. Ich suchte auch die Stadt und ihre vielen Merkwürdigkeiten kennen zu lernen. Während dieser Zeit wurde mir von den deutschen Studenten, die in großer Zahl, besonders aus dem Adel, der Studien wegen in Bologna sich aufhielten, viel Aufmerksamkeit zu Theil. Ich nenne den Doktor der Philosophie und Medicin Johann Trinkel, den Franken Jakob Fuchs, den Oesterreicher Wolfgang Brantner, den Bayern Anton Alberstorf, den Pommer Valentin Stegetin, die Schwaben Johann Sebastian Hurnhaimer und seine zwei Brüder und noch mehrere andere tüchtige Leute. Zu einem Ausfluge nach Plumi von den Poeten Philipp Roscius und Ludovicus eingeladen, gab ich dem Wolfgang Brantner, dessen Gastfreundschaft ich genoß, den Auftrag, meine Disputationszeugnisse beim rector magnificus zu besorgen. Diesem Auftrage kam er gerne nach.

Am 1. August verließ ich nach einem einmonatlichen Aufenthalte beim Beginn der städtischen Bacchanalien Bologna und ging nach Ferrara, um diese interessante Stadt zu sehen. Dann reiste ich den Po entlang nach Mantua. Ich wollte den berühmten Carmeliten Baptista kennen lernen. Auf meine Frage nach Stephan von Brixen und Zenesius — diese waren nämlich letztes Jahr von Mantuanus nach Deutschland als Visitatoren gesandt worden und hatten in Augsburg ein Provinzialkapitel gehalten, bei welcher Gelegenheit sie mich mit vielen Bitten und Zuschriften aufs freundlichste zu einer Disputation bewogen hatten — erfuhr ich von Mantuanus, daß Stephan am Gardasee, Zenesius in Cremona sich aufhalte. Da ich aber der Heimath zueilen mußte, gab ich noch dem Mantuanus das Disputationsprogramm und begab mich nach Verona, wohin man nicht ohne Gefahr gelangen konnte, da venetianische Reiter die Gegend unsicher machten und sogar einige Häuser der Vorstadt Tags zuvor ausgeplündert hatten. Graf Cariotti, Präfekt von Verona, ließ jedoch die Berghöhen besetzen und so kamen wir unbehelligt in die Alpen. Leider hatten wir

Wahrheit herabzusetzen versucht; freilich ist mir nicht unbekannt, daß der Nämliche in verschiedenen anderen Briefen meiner ehrende Erwähnung thut. Um diesen Gehässigkeiten zu begegnen, zeigte ich dem Sebastian Ilsung, dem Doktor Leonhard von Eck und andern guten Freunden die Unterschriften und Zustimmungserklärungen der Bologneser Doktoren, sowie das Schreiben des Rektors von Bologna: sie entnahmen daraus evident, daß das ganze Gerede ohne allen Grund war.

Am 26. August erreichte ich glücklich Ingolstadt, wo meine Gönner und Freunde mich herzlich willkommen hießen. Sie brachten zum Danke für meine glückliche Heimkehr Gott ein heiliges Opfer dar.

Damit habe ich Dir, ehrwürdiger Vater, einen knappen Bericht über meine Fahrt gegeben. Man läßt sich bei Reisen von verschiedenen Motiven leiten: mich trieb nur die Liebe zum Studium und zu den Studirenden in die Fremde. Ich bitte Dich, ehrwürdiger Vater, beharre in den von Dir bisher so fleißig gepflegten Studien; fördere sie aber auch bei Deinen Brüdern mit allem Nachdruck. Je mehr sie nämlich die Gelehrsamkeit mit der Frömmigkeit verbinden, desto wohlgefälliger werden sie vor Gott und desto mehr Aehnlichkeit haben sie mit eurem Ordensvater Bernhard, der ebenso gelehrt als heilig war Nicht Fabeln, sondern der Theologie sollen sie sich widmen, damit sie ihren Geist in heiliger Meditation um so höher zu Gott erheben und die göttlichen Geheimnisse um so besser zu betrachten vermögen.

Ingolstadt am 4. September 1515.

Diesem Briefe an Reuter hat Eck verschiedene Documente über die Disputation und die aufgestellten Thesen beigegeben. Unter den Thesen ist jene über den contr. tr. nicht genannt, weil sie durch die Thesenpublikation des vergangenen Jahres in ganz Deutschland bekannt war, einer ausdrücklichen Erwähnung also nicht mehr bedurfte. Es berührt sonderbar, wenn Albert [1]) und zuvor Riederer [2]) an diese höchst einfache

1) Albert, warum disputirte Eck in Bol. ꝛc., l. c. S. 388.

2) Riederer, Nachrichten, l. c. S. 54 f.

bereits erwähnte Prior Johann Faber von Augsburg. Nachdem er den Bau der Dominikanerkirche in Augsburg vollendet hatte (1513—1515), ging er nach Bologna, wo er kurze Zeit als hochgefeierter Lehrer an der Hochschule thätig war. Die Begegnung mit Eck war eine zufällige. Faber erwähnt in einem Briefe an Pirkheimer vom 12. August 1519 der Disputation mit Eck.[1]) „Wenn Du etwa in einem Deiner edlen Briefe den Cochläus grüßest, so empfiehl mich demselben recht angelegentlich. Er stand mir nämlich bei jener Disputation in Bologna, die ich gegen Eck ausfocht, als Freund und Gönner zur Seite, was Du wohl von jenem trefflichen Manne schon erfahren hast". Vielleicht trug diese Disputation dazu bei, das Verhältniß zwischen Eck und Faber zu jenem gespannten zu machen, das sich in den Briefen Fabers an Pirkheimer so deutlich ausspricht.

Es war eben von Cochläus die Rede. Dieser ausgezeichnete Humanist und Theologe hatte im Jahre 1510 das Amt eines Rektors der St. Lorenzer Schule in Nürnberg, die unter der Aufsicht des Propstes Anton Kreß stand, durch dessen Zuthun erhalten. Cochläus unterhielt mit Pirkheimer und Kreß einen recht innigen Verkehr und theilte ganz deren Anschauungen in der Zinsfrage. Im Jahre 1515 führte er als Mentor die drei Neffen Pirkheimers behufs weiterer Ausbildung nach Italien. Sie reisten im Frühjahr 1515 von Nürnberg ab über Augsburg, wo sie dem Freunde Pirkheimers Bernhard Adelmann einen Besuch abstatteten.[2]) Ihr Ziel war die Hochschule Bologna. Sie waren noch nicht lange dort, als Eck eintraf, um seine Thesen zu vertreten. Wie es scheint, ging bei dieser Gelegenheit die oberflächliche literarische Freundschaft, welche bis dahin Eck und Cochläus verbunden hatte, in die Brüche, wenn auch eine rein äußerliche Freundlichkeit zwischen Beiden bewahrt blieb.

---

1) Heumann l. c. S. 91.

2) Otto, Cochläus l. c. S. 59.

[illegible]

[illegible] gegen [illegible] voll war, und [illegible] nach Deutsch-land [illegible]. Scheurl[2] berichtet in seinen Briefen an Trutvetter vom 25. September 1515 und vom 14. Februar 1516 von der Schrift. Letztere machte er am 25. September 1515 dem Vikar Kaemper von Eichstätt die Mittheilung: „N. h. Cochläus, ehemals Magister bei uns, schrieb eine Broschüre über die [illegible] Disputation. Ich will mir eine Copie besorgen lassen und sie zu Dir nach Neuburg

1) Eccius dedolatus

2) Scheurl, l. c. Nr. 94, 95 u. 98.

die Dir weniger angenehm sein und Deinen Feinden reich
Stoff zum Lachen geben werden. Ueberhaupt hätte ich ge
wünscht, daß Du Dich mit einem Gegenstande nicht befleck
hättest, der nur Schande bringt, zumal es sich bei ihm auc
um das Heil der Seelen handelt. Ich habe neulich mi
meinen eigenen Augen Schreiben großer Kaufleute gesehen, i
welchen sie prahlten, jener absolute Vertrag sei erlaubt, un
als Grund führten sie an, weil über diese Materie disputir
worden sei. Sie sagen nichts von der Conclusion, sie ver
schweigen die beigesetzten Bedingungen. Doch jetzt ist mein
Mahnung umsonst. Hättest Du, als ich vergangenes Jah
zu Ingolstadt war, mir, dem Freunde, gefolgt, der Dir freilic
an Wissenschaft nachsteht, aber nicht an Alter und Erfahrung
so wärest Du jedenfalls der schimpflichen Nachrede entgangen
welche Dich jetzt, wie Du wohl weißt, verfolgt. Ich will
jedoch, wie Du verlangst, den Cochläus bestimmen, daß er vo
seinem Beginnen absteht, und will seine Schriften unterdrücken
Dich aber werde ich in der Folge, wie es einem Freunde zu
kommt, und wie es Dein Talent und Deine Gelehrsamkeit ver
dient, zu ermahnen nicht aufhören, daß Du den Mann nich
stachelst, und ein anderes Mal vorsichtiger zu Werke gehst
damit Eure Feinde sich nicht in dem Ausrufe vereinigen: Ei
Sokrates und Xantippe!"

Von da an ruhte die Fehde zwischen den zwei Kämpfern
Nur hie und da machte sich noch der Groll bei Cochläus
in seinen Briefen aus Bologna[1]) Luft. Im Briefe an Pirk
heimer vom 9. September 1516 redet er vom Wucher, den
„magister noster" in Bologna vertheidigt habe. Am 23
November 1516 nennt er die Disputation eine schmutzige
und am 3. September 1517 schreibt er: „ich weiß nicht, ob
ich unter meinen literarischen Freunden einen verloren habe
außer Dr. Eck, der mich jedoch nie recht geliebt hat." Wir
dürfen den Streit zwischen Cochläus und Eck übrigens nicht
zu tragisch nehmen. Cochläus bewegte sich damals noch

1) Neumann l. c. S. 1, 2, 35.

ganz im Zauberkreise des Humanismus und hatte mit seinen Freunden jenes hochmüthige Wesen gemein, das sie ihr eigenes Wissen und Können bis zu den Sternen erheben, die alte Wissenschaft dagegen und Alles, was ihnen sonst in der Kirche, im Staate oder an den Vertretern der Wissenschaft nicht behagte, rücksichtslos in den Koth treten ließ. Später, als sich der Charakter des Cochläus von seiner rauhen Schale befreit hatte und der edle Vertheidiger des Glaubens zum Vorschein gekommen war, näherten sich wieder die beiden Männer und fochten als treue Waffenbrüder für die Interessen der Kirche.

Wir müssen noch eines Mannes gedenken, der sich zwar zur Zeit der Eck'schen Disputation nicht in Bologna aufhielt, aber nicht lange darnach dahin kam. Es ist der geistreiche, aber grundlüderliche Ulrich Hutten. Derselbe gehörte zu jener zahlreichen Klasse des deutschen Adels,[1]) die es den reichen Patrizierfamilien der Städte im Luxus und in der Ueppigkeit gleichthun wollte, und dadurch in die traurigste Lage gerieth, da ihr die Quellen des städtischen Reichthumes fehlten. Ohne das Hauptübel bei sich selbst zu suchen, verfolgten diese Adeligen die reichen Kaufmannsgeschlechter der Städte mit ihrem ganzen Hasse und machten sie für ihr Elend ausschließlich verantwortlich. Hutten leerte den Becher irdischer Freuden bis zur Hefe. Auch seine Quellen versiegten. War es da nicht natürlich, daß er wie so viele seiner Standesgenossen den Splitter im Auge der Kaufleute sah? Wir haben oben ein Beispiel seines Grimmes gegen die „praedones" angeführt. Dem könnten viele andere beigefügt werden. In solcher Verfassung kam er im Herbste 1516 nach Bologna, um die Rechtsstudien fortzusetzen. Er schloß sich alsbald auf's innigste an Cochläus an, der über ihn ganz entzückt war.

1) Janssen, l. c. I, 374, II, 53 ff.

Sein Talent, sein sprudelnder Witz und seine Satyre imponirten demselben so sehr, daß er ihn für einen zweiten Lucian hielt.[1]) Bei ihren Zusammenkünften kam die Rede nicht selten auf Eck und seine „Wucherdisputation". „Eines Abends, als sie fröhlich mitsammen bei der Tafel saßen,[2]) recitirte Hutten unter großem Gelächter einige neue Briefe, von denen einer die Runde durch ganz Deutschland gemacht hat." In diesem Briefe war auch vom Wucher die Rede und Pirkheimer's und Eck's erwähnt. Es ist dies der 9. Brief aus der zweiten Folge der epistolae obscurorum virorum, jenem berüchtigten Machwerke der Humanisten Crotus Rubianus, Hutten und Anderer. Dem Briefe[3]) ist ein drolliges „carmen rithmicale" in Knüttelversen beigefügt, „quod compilavit et comportavit magister Philippus Schlauraff, quando fuit Cursor in Theologia et ambulavit per totam Almaniam superiorem". Dort heißt es nun Vers 39 von Pirkheimer und Eck:

Transivi ad Nurenbergam,
Ubi quidem Pirkheymer, qui non est Magister,
Fecit mihi instantiam: sed audivi ibi clam,
Quod cum multis sociis in partibus diversis
Magna in Conjuratione vellet stare pro Capnione (sc. Reuchlin)
Et contra nos Theologos facere multos libros.
Et fuit mihi dictum, quod noviter unum librum
Scripsit de usura, quam admittit Theologia,
Sicut Bononiae est disputatum et per Magistros nostros probatum.

Die Dunkelmännerbriefe, die in Deutschland reißenden Absatz fanden, trugen nicht wenig dazu bei, daß Eck's edle Absichten in den weitesten Kreisen Deutschlands verdächtigt und mißkannt wurden.

Was den wissenschaftlichen Erfolg betrifft, so konnte

---

1) Otto, l. c. 69.
2) Heumann, l. c. S. 1.
3) Epistolae obsc. virorum etc. Lipsiae 1864, p. 185. Vgl. Janssen, II. 56 f.

Eck mit seinem Auftreten in Bologna sehr zufrieden sein.[1]) Er hatte nicht bloß die Freude, daß man sein Wissen und seine Dialektik allgemein bewunderte, sondern er konnte auch Italien mit dem Bewußtsein verlassen, die berühmtesten Gelehrten für seine Ansicht gewonnen zu haben. Seine Gegner wollten das freilich nicht zugestehen. Abgesehen davon, daß sie ihn als bestochen erklärten und allerlei an seinem Benehmen und Betragen in Italien auszusetzen hatten,[2]) behaupteten sie auch, die Professoren hätten sich von der Sache, so gut sie konnten, weggeschraubt, kein Professor habe die Thesen acceptirt; Eck habe wenig Ruhm geerntet, im Gegentheil er sei allgemein ausgelacht worden;[3]) auch die Zeugnisse seien nur erkauft oder erbettelt worden;[4]) man habe nur sein Gedächtniß anerkennen wollen u. s. w.

Auf der andern Seite wurden Eck viele Ehren zu Theil. Die Kaufleute waren voll Freude, daß der contractus trinus so glänzend vertheidigt worden war. Es erschienen Lobgedichte auf Eck. So dichtete der bekannte Humanist Bebel von Tübingen am 6. November 1515 zur Feier der Rückkehr Eck's aus Italien ein schwungvolles carmen.[5]) — Hiemit können wir die Disputation in Bologna verlassen.

(Schlußartikel folgt.)

1) Katholik, Jahrg. 1872. S. 309. Otto l. c. 64.
2) Böcking, Hutteni opera I, 312. cf. ep. Croti Rub. ad. Luth. de 16. oct. 1519.
3) Scheurl l. c. Nr. 95.
4) Eccius dedol.
5) Wiedemann l. c. S. 467.

LVIII.

Der Unterricht des Volkes in den katechetischen Hauptstücken am Ende des Mittelalters.

(Schluß.)

Markus von Weida.

Von dem fast ganz in Vergessenheit gerathenen kirchlichen Schriftsteller Markus von Weida wissen wir mehr, als die Bibliographen seither berichtet haben. Markus, zubenannt nach seinem Geburtsorte Weida im Weimar'schen, gehörte dem Dominikanerorden an. Ueber Gelehrte dieses Ordens gibt gewöhnlich das große Sammelwerk von Quetif und Echard[1]) Auskunft, über Markus weiß es jedoch nur ganz Weniges und Ungenaues.

Markus lebte im angesehenen Convente St. Paul zu Leipzig, wo er das Amt eines Lesemeisters versah. Gerade seine interessanteste literarische Arbeit blieb ungedruckt, nämlich der „Spiegel des ehelichen Ordens", welche Handschrift die herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel besitzt.

Zuerst hat der k. sächsische Bibliothekar Ebert[2]) in

1) Nach diesen Jöchers Gelehrtenlexikon S. 1852.

2) Ehemals in Wolfenbüttel angestellt und vielleicht aufmerksam geworden durch Lessing, welcher die Handschrift beachtete. Siehe seine Geschichte der deutschen Sprache und Literatur von den Minnesängern bis Luther, in Lessings Leben. Berlin 1795. III, 125.

seinen 1826 erschienenen „Ueberlieferungen zur Geschichte, Literatur und Kunst der Vor- und Mitwelt" Band 1 Stück 2 S. 205 auf diese Handschrift aufmerksam gemacht und sagt von deren Inhalt:

Voraus geht eine Zueignung an Kurfürst Friedrich von Sachsen, in welcher der Verfasser erwähnt, daß er schon früher von ehelichem Stand und Wesen „durch fleißiges Bitten des gestrengen Sigmund von Maltitz, Amtmann Sr. kurf. Gnaden, aus der Meinung der heiligen Lehrer eine deutsche Regel zusammengesetzt habe", und um Nachsicht bittet, wenn etwas nach dem Deutschen nicht ziemlich lautet, denn es „in dieser Materie nicht wohl anders gehen kann". Dieses Werk besteht aus folgenden zehn Kapiteln. 1. Von der Würdigkeit des ehelichen Ordens. 2. Von dem Eingange dieses heiligen Ordens und in welcher Meinung er sei anzunehmen. 3. Wie sich Brüder und Schwestern dieses Ordens gegen einander halten, insonderheit wie gar herzlich sie einander lieben sollen. 4. Wie Brüder und Schwestern dieses Ordens ihre Liebe mit den Werken sollen beweisen und was sie einander zu thun verbunden. 5. Ob auch Brüder und Schwestern dieses Ordens eines ohne des andern Willen etwas gelohen mögen. 6. Wie gar harten Glauben (Treue) Brüder und Schwestern dieses Ordens einander zu halten verpflichtet, und sonderlich von der großen Fährlichkeit des Ehebruchs. 7. Ob Mann oder Weib in Ehebrecherei schwerlichen sündigt, und wie sich Weiber sollen halten, so sie aus Ehebrecherei Kinder empfangen. 8. In welcher Meinung, Weise und Zeit eheliche Werke sollen verbracht werden und wann es eine Todsünde oder läßliche Sünde sei. 9. Wie eheliche Leute ihre Kinder regieren und erziehen sollen. 10. Wie sich Kinder gegen ihre Eltern halten sollen.

Das Werk, in welchem durchgängig der Anstand sorgfältig beobachtet ist, arbeitet mit verständiger und herzlicher Wärme auf die Beförderung wahren religiösen und sittlichen Sinnes hin und empfiehlt sich zugleich durch seine reine und fließende

1512 zu Leipzig unter dem Titel: Nicolai de Schönberg orationes vel potius divinorum eloquiorum enodationes. Damit ist der berühmte Cardinal Nikolaus von Schönberg gemeint, welcher 1472 zu Rothschönberg bei Meißen geboren, Dominikanerprior zu Florenz, später Bischof von Capua und Cardinal wurde (Nicolaus de Alemannia). Er hatte sich durch vielseitige Kenntnisse und Beredsamkeit sowie als eleganten Lateiner ausgezeichnet und vom römischen Stuhle öfters zu Gesandtschaften verwenden lassen. Er stand zweimal nahe daran, Papst zu werden, und starb 1537. Sein Vetter Johann von Schleinitz ließ einen Theil seiner Reden (fünf) drucken. Vgl. Hering, Sächs. Hochland I, 207, 212. 401; Machatscheck, Bisth. Meißen, S. 628.

In gleicher Weise veranlaßte Markus den Druck vom „Buch geistlicher Gnaden", welches die Revelationen der Klosterfrauen Mechtildis und Gertrudis im Kloster Helfeda enthält; es erschien 1503 zu Leipzig.[1])

Deßgleichen besorgte er „uff begern und kost der frauen Zedene", d. i. Sidonia, Gemahlin des Herzogs Albrecht von Sachsen, die Untersuchung und den Druck vom Legatus divinae pietatis, welcher die hl. Brigitta zur Verfasserin hat; das Buch erschien 1505 und 1508 zu Leipzig.[2])

Um nun zur Paternoster-Erklärung überzugehen, so beginnt Markus mit einer Widmung: Dem ehrbaren fürsichtigen Martin Richter, Burger zu Leipzig, entbiete ich Bruder Markus von Weyda Predigerordens, der heiligen Schrift Lesemeister und Prediger des Klosters zu St. Paul gemelter Stadt Leipzig, mein Gebete und was ich Gutes gen Gott zu thun vermag! Ihr habt mich jüngst durch euern Beichtvater mit sehr hohen und fleißigen Worten bitten lassen, ich möchte Gott zu Lobe und Euch und anderen gemeinen

---

1) Weller, Repertorium 269, 270.

2) Falk, Meßauslegungen, 1889. S. 18.

und Auslegung des Wortes Amen, was 73 Seiten, also weit über die Hälfte des ganzen Büchleins einnimmt.

Zur Charakterisirung des Inhalts genügt der Hinweis, daß der Verfasser stets die heilige Schrift und die bewährtesten Erklärer, Kirchenväter und Kirchenlehrer als Quellen angibt, aus welchen er schöpft. Es ist eine durchaus gesunde Kost, welche Markus bietet.

Eine Analyse zu geben,[1]) dazu gebricht der Raum dieser Schrift, und bietet eine eigene Schwierigkeit. Doch dürfte es gut sein, den Eingang und die zweite Bitte zu hören.

Die weil ich mich, wie gehört, Gott zu Ehren entschlossen habe, daß ich von dem Gebete für die gemeinen Leute zu Besserung und Seligkeit wolle schreiben, so will am ersten zu wissen nöthig sein, was beten sei. Denn dieweil ein Mensche nicht weiß, was beten ist, so weiß er sich auch nicht zu halten, was darzu dient und noth ist. Die heiligen und christlichen Lehrer (Isidor, Thomas, Bonaventura, Petrus de Palude und communiter die Doctores in summis scribentes de oratione) handeln, was beten sei, und kommen zum Schlusse, daß dreierlei Gebete oder Gebetsweise sei. Etliche beten mit ihren Händen und andern Gliedern des Leibs und reden oder beten wenig und selten mit dem Munde. Etliche andere beten alleine mit dem Herzen und regen auch selten den Munde mit Beten und dabei haben sie auch Ruhe des Leibs. Etliche andere die beten mit dem Munde und mit dem Herzen und ruhen an ihrem Leibe. Und dies alles heißt nach Meinung der Lehrer Gebet, wenn es in rechter Weise und Meinung geschieht.

1. Zum ersten beten etliche Menschen wenig mit dem Munde und wird doch die Arbeit ihrer Hände vor Gott als ein Gebete geachtet. Also beten stete und allwege alle frommen und getreuen Arbeiter, die in ihrer Arbeit nichts anderes suchen dann eine ziemliche zeitliche Nahrung, damit sie Gott desto stattlicher dienen, Weiber und Kinder ernähren

1) Hasak a. a. O. gibt einen Neudruck (Regensb. 1883).

handschriftliche Arbeit des gelehrten Dominikaners (ehelicher Orden) constatirt hat; Markus' Arbeiten können als wahre Sprachmuster bezeichnet werden.

Ausgaben des Markus von Weida:

1502 zu Leipzig bei Melchior Lotter. [1])
1516 zu Straßburg bei Johann Grüninger. [2])
1520 zu Straßburg bei demselben.

Grüninger druckte hierbei eine Dekalog-Erklärung mit ab, welche jedoch außer allem Zusammenhang mit der Paternoster-Erklärung steht.

Die Ausgabe 1502 zählt 15 Bogen Oktav; im Jahre 1573 erschien nochmals eine Ausgabe.

Geiler's Predigten über das Gebet des Herrn.

Geiler von Kaisersberg, der berühmte Prediger zu Straßburg, gest. 10. März 1510, hatte im Jahre 1508 durch die ganze Fastenzeit nach alter Gewohnheit morgens früh 6 Uhr gepredigt und zwar von dem „Gebet des Herrn, das ist die Auslegung des Pater nosters", welche Predigten — es waren 69 im Ganzen — Johannes Adelphus, Physicus und Stadtarzt zu Schaffhausen, aus dem Latein in's Deutsche erstmals transferirt hat.

Diese Predigten, obgleich deutsch gehalten, waren nämlich lateinisch erschienen durch Jacob Otter 1510, später nochmals 1515. [3]) Die deutsche Ausgabe erschien 1515 zu Straßburg bei M. Hupfuff, geziert mit Holzschnitten des Urs Graf. [4]) Der Uebersetzer, welcher seine Arbeit dem Bischofe Wilhelm zu Straßburg widmete und mit einer langen, die Zeitverhältnisse berührenden Vorrede versah, bemerkt, daß unter der Arbeit ihm noch eine kurze Aus-

---

1) Weller, Altes II, 798; Panzer I, 257.
2) Weller, Repertorium 995, 1384.
3) Incunabeln von St. Gallen 585, 586. De oratione Dominica Sermones.
4) Panzer I, 375; Schmidt, hist. litér. de l'Alsace II, 379.

legung des Gebets des Herrn, so der ehrwürdig Lehrer St. Bernhard geschrieben, zu Handen gekommen, welche Auslegung ihm nit unfüglich schien herbeizusetzen, wie dann auch geschah. Die Vorrede trägt das Datum Schaffhausen am heiligen Ufffartstag des Herrn Jesu im Jahr 1514.

Zuerst erhalten wir demnach St. Bernhards Erklärung, welche beginnt:

Wir lesen vieler Heiligen Gebet, so Moysi und anderer, aber dieses übertrifft alle anderen so vast (sehr), so viel der größer ist, der es durch sich selbs seinen Jüngern geben hat, als der Herr Jesus, von welchem es auch das Gebet des Herrn genannt ist u. s. w.

Zu der Erklärung vom Vater unser, der du bist in den Himmeln, sagt Bernhardus: So der Herr allhier spricht, vatter, weder (und nicht) Herr, so ermahnet er uns, ihm mehr zu dienen durch Liebe, und nicht in Furcht, dann Forcht ist (Sache) der Knecht, aber liebhaben der Kinder u. s. w.

Geheiligt werde dein Name. Nach der Anrufung setzt Christus dazu die Bittung und Stück des Pater noster und zwar darum, daß wir mehr suchen sollen die Glori Gottes, und nicht unsern eigen Nutz, denn das soll das End sein, in allem dem das wir thun, daß Gott glorifizirt, gelobt und geehrt werde.

So weit über den beigegebenen Theil aus St. Bernardus.

Auszüge aus Geiler selbst können wir hier nicht geben;[1]) es genügt hinzuweisen, daß auch in diesen Predigten der apostolische Geist dieses wahren Reformators sich kundgibt. Ihr Umfang ergibt sich aus dem Umstand, daß die Hupfuff'sche Ausgabe 125 Blätter in Folio zählt — eine stattliche Paternoster-Erklärung. Die besser ausgestatteten Bibliotheken besitzen diesen Druck.

1) Hasak, Der christliche Glaube, S. 468 gibt die 3. u. 33. Predigt wieder.

Die Schriften unbekannter Verfasser, zu welchen wir nunmehr übergehen, verdienen gleichfalls unsere Beachtung. Wir kennen zwei solcher Schriften.

a) Eine nützliche Auslegung über den heiligen Paternoster.

Diese Auslegung unbekannten Verfassers oder Zusammenstellers beginnt sofort, ohne Einleitung, mit dem Vater unser.

Vater unser. Ueber das Wort spricht St. Thomas:

Wir sollen nit sprechen: Herr; wann (denn) er will, daß wir ihn lieb haben als einen Vater und ihn nit fürchten als einen Herrn. Auch spricht Chrysostomus: unser Herr will in dem heiligen Pater noster von uns genannt werden ein Vater und nit ein Herr und das darum, daß er uns damit ein Getrauen und ein Trost gäb zu erwerben alles das wir von ihm bitten als von unserem natürlichen Vater.

Das Büchlein stellt zu jeder Bitte etliche Väterstellen und Sprüche von Kirchenlehrern zusammen, verzichtet somit auf Eigenes.

Am Schlusse folgt nochmals eine summarische Erklärung des Vater unsers. Jede Bitte beziehe sich auf eine Tugend, welche zu erflehen, und auf eine Sünde, welche zu meiden sei, demnach

Bitte	Sünde der:	Tugend der:
1.	Unkeuschheit	Keuschheit
2.	Geizigkeit	rechten willigen Armuth
3.	Trägheit	rechten Andacht
4.	Fraßheit	Mäßigkeit
5.	Zornes	Geduldigkeit
6.	Hochfart	Demütigkeit
7.	Neids	rechten Lieb zu Gott u. Nächsten.

Daran schließt sich eine andere Anwendung:

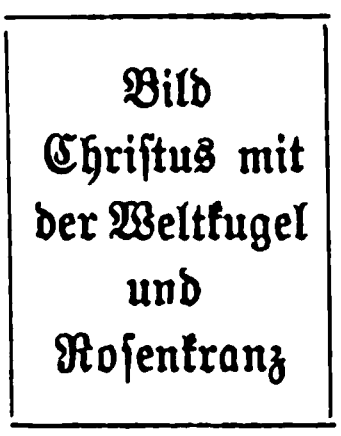
Wir bitten auch in dem heiligen Pater noster um die sieben Gaben des hl. Geistes, damit (womit) wir austreiben die sieben Todsünd.

Von jeder Ausgabe besitzt die Hof- und Staatsbibliothek zu München ein gut erhaltenes Exemplar.

b) Eine zweite anonyme Paternoster-Auslegung beginnt mit folgendem Titel:

Blatt 1:

Ein gar schone vnnd
kürtze aussllegung des Vater unsers
ein ytlichs wordt in dreyerlei gestalt von
etlichen hochgelerten Doctoren nit
Lütterisch, vill fruchtpar den
gemainen menschen



Blatt 2. IN ainem waren christenlichen gelauben, in steter hoffnung, und in ainer volkumen lieb behalt uns der parmherzig got Amen. Unser lieber Herr Jesus Christus, der durch unsern willen mensch ist worden, da er erkant, die not-türfft und die prechlikait seiner gelaubigen, do beraidt er in ein hailsames gepet, mit dem sy in allen nötten fliehen söllen zu got jrem himelischen Vater und von im seiner götlichen hilff begern.

Die Erklärung erfolgt in der Weise, daß auf jede Bitte drei Alineas Erklärung kommen, z. B.:

Vater unser. Wann (denn) du hast uns beschaffen als eine schöne wolgeschickte Creatur nach dem leichnam (Leib) und vill schöner nach der sel, die du auch nach dir selbs gepildet hast u. s. w.

Vater unser, wann du hast uns gar gnediglichen dir erwelt zu kindern u. s. w.

Vater unser, wann da wir gestorben und todt waren von der sünden wegen, unser erst geperer hastu uns wider geporn und erkückt, durch das vil heilig blut deines lieben suns zu dem leben der gerechtigkeit u. s. w.

Auf dem letzten Blatte eine noch kürzere Betracht
z. B.:

Unser teglich prot gib uns heut, lieber herr gib
zeitliche und leibliche Güter, so vill uns der notturfft ist
verleih uns die heyligen sacrament wirdiglichen zu enpi
und gib uns lieb und begir zu der heil. Geschrift und zu
heil. Gotzwerk, dadurch wir geistlichen gespeist werden.

Am Schlusse: Gedruckt durch Johann Weyssenburge
dem xx. tag des Mayens zu Landßhut im xx. jar. [1])

Es liegen also 13 selbständige Paternoster-Erklärun
Ausgabe und Auflage incinandergerechnet, für den
abschnitt 1482—1520 vor, eine genügende Zahl. Dazu ko
der mündliche Unterricht, auf welchen synodale
bischöfliche Verordnungen fort und fort drängen unter
währung von Abläßen für die Befolgung der Vorsch
dazu kommt der Unterricht in den zahllosen Unterrich
Erbauungs- und Gebetbüchern jener Zeit; ihr Umfang
so bedeutend, daß er einer selbständigen Arbeit gleichkon
Dieses Alles zusammengenommen, kann Niemand behaup
es habe beim christlichen Volk am Unterrichte in den
chetischen Hauptstücken gefehlt.

So Gott will, sollen die Dekalog- und Credo-Erklärun
in gleicher Weise behandelt werden.

F. Falk.

---

1) München besitzt ein Exemplar. Weller 1324.

LIX.

Dr. Majunke: „Luthers Lebensende".

Bei der jüngsten Generalversammlung des „Evangelischen Bundes" zu Kassel hat deren Vorsitzender Graf Wintzingerode seine Eröffnungsrede mit folgenden Worten geschlossen: „Könne man es auf gegnerischer Seite noch nicht lassen, an Luther die geschichtsverdrehenden Künste zu üben, so solle das nicht irre machen: sie müssen ihn unserm Volk doch lassen — das blind war und doch durch ihn sehend geworden". Als ich diese Worte las, lag auf meinem Schreibtische gerade das Buch: „Luthers Testament an die deutsche Nation. Seine letzten Schriften, seine letzten Worte und seine letzte — That. Von Paul Majunke".[1])

Seit dem Spätherbst 1889 datiren die Veröffentlichungen des Hrn. Verfassers über diesen Gegenstand. Zuerst brachte er durch die Schrift: „Luthers Lebensende. Eine historische Untersuchung", die peinliche Frage auf die Tagesordnung. Als dann zwei protestantische Gegenschriften erschienen, erfolgte die Antwort Majunke's: „Die historische Kritik über Luthers Lebensende", ferner: „Ein letztes Wort an die Lutherdichter", und nun, nachdem es jenseits stille geworden, liegt die Zusammenfassung der ganzen Untersuchung vor, mit einer genauen Angabe und eingehenden Prüfung aller erreich- und auffindbaren

---

1) Mainz, Kupferberg 1891. S. IV, 272.

Ereigniß von intereſſirter Seite ausgegangenen Darſtellungen. Es hatten ſich von Anfang an ſehr bedenkliche Gerüchte über den tragiſchen Fall zu Eisleben verbreitet. Denſelben entgegenzutreten, war der Zweck der beiden officiellen Berichte, welche ſeitdem ſämmtlichen proteſtantiſchen Luther-Biographien als alleinige Geſchichtsquelle über Luthers Tod gedient haben. Paſtor Cölius ſagt in ſeiner Rede ausdrücklich: „Das aber habe ich erzählt, daß man dem Teufel und den Seinen ihren lügenhaften Rachen ſtille; damit man, wenn man anders, wie jetzund gehört, davon reden wird, dem nicht Statt, noch Glauben gebe". Schon die mehrfachen Widerſprüche zwiſchen den beiden Erzählungen machten die Sache verdächtig. Jetzt aber iſt es klar, daß die Schilderung des gottſeligen Hinſcheidens unter andächtigen Sprüchlein eine romanhafte Dichtung war, und glaubhaft geworden, daß die Zeugen des Vorgangs, des Aergerniſſes wegen, ſich untereinander verpflichtet haben, den wahren Thatbeſtand zu verheimlichen.

So bleibt die Wahl zwiſchen den früheſten und gleichzeitigen Ausſagen des Civis Mansfeldensis und anderer Zeitgenoſſen, daß der Reformator nach dem abendlichen Gelage todt im Bette gefunden worden ſei, und der Ausſage des „Dieners Luthers" bei Bozius. Hr. Evers ſtellt in dem Schlußband ſeines großen Werkes über das Leben Luthers die verſchiedenen Berichte aus der Unterſuchung Majunke's zuſammen; aber perſönlich entſcheidet er ſich nicht für die Eine oder die andere Behauptung.[1]) Die Glaubwürdigkeit der „Berichte" hält auch er für abgethan.

Es war ein glücklicher Gedanke des Hrn. Majunke, daß er dem Abſchluß ſeiner Forſchung, um ein Bild von der

1) Georg G. Evers: „Martin Luther. Lebens- und Charakterbild, von ihm ſelbſt gezeichnet in ſeinen eigenen Schriften und Correſpondenzen". Mainz, Kirchheim 1891. XIV. Schlußlieferung, S. 729 ff.

„Leben des Papsttums zu Rom vom 2
Dr. Majunke bemerkt dazu: „Man kann ohne
behaupten, daß unter tausend Protestanten nic
tausend Katholiken nicht zwei diese Schrift ge
Wenigstens alle diejenigen sollten aber die
und ihre unerhörte Sprache studiren, welche be
Versammlung des „Evangelischen Bundes" den
Vorsitzenden so „lebhaften Beifall" klatschten: „
Volk sei blind gewesen und durch Luther sehend

LX.

König Mathias Corvinus von Ungarn
Apostolische Stuhl.[1])

Wiederholt ist in dieser Zeitschrift Rede gew
aus den Geldmitteln des ungarischen Episkopats un
kapitel veranstalteten großartigen Sammlung der
und Kirchengeschichte betreffenden Vatikanischen Ur

LXI.

Eine französische Schrift über die deutschen Katholiken.

Bis zum Jahre 1870 beschäftigte man sich in Frankreich äußerst wenig mit den deutschen Verhältnissen; erst nach dem Kriege begann man den Vorgängen jenseits des Rheins eine größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Allerdings waren es oft sehr trübe Quellen, aus denen man sich über die Zustände in Deutschland zu unterrichten suchte; manche Franzosen begnügten sich, die seichten Schriften des Pamphletisten Viktor Tissot durchzublättern. Da darf es uns denn auch nicht wundern, wenn man jenseits der Vogesen nur zu leicht geneigt war, über die „Prussiens“ ein wegwerfendes Urtheil zu fällen.

Doch gab es auch einige Schriftsteller, die dem deutschen Volke eine größere Gerechtigkeit widerfahren ließen, so vor allem der Elsässer Reichstagsabgeordnete Karl Grad, dessen tüchtiges Werk über Deutschland[1]) nicht wenig dazu beigetragen hat, bei jenen Franzosen, die sich belehren lassen wollen, manche Vorurtheile zu zerstreuen. Leider hat der allzu früh verstorbene Verfasser den wichtigen Gegenstand nur von Einer Seite betrachtet: die materielle Stärke, die finanziellen und wirthschaftlichen Hülfsmittel des deutschen Volkes werden von Grad sehr eingehend besprochen; dagegen berücksichtigt er gar nicht die geistigen, religiös-sittlichen Kräfte, von denen doch im Leben eines Volkes alles Andere abhängt. Zwar hatte vor Grad ein anderer Schriftsteller es unternommen, den Franzosen

---

1) Ch. Grad, Le Peuple Allemand, ses forces, ses ressources. Paris, Hachette. 1888. 437 p.

der ersten in Paris erscheinenden katholischen Zeitungen hat er seit mehreren Jahren unsern allgemeinen Katholikentagen regelmäßig beigewohnt; zudem ist er mit der deutschen Literatur gut vertraut; unsere Gelben Hefte liest er fleißig, wie aus mehreren Stellen seiner Schrift hervorgeht; auch die deutsche Tagespresse ist ihm nicht unbekannt; endlich hat er sich auch noch direkt an verschiedene Vorstände gewendet, um dem französischen Leser über unser Vereinswesen ganz genauen Aufschluß geben zu können.

Soll jedoch ein Buch in Frankreich Anklang finden, so genügt es nicht, daß es mit großer Gründlichkeit geschrieben sei; auch die Darstellung muß etwas Anziehendes haben. Und in dieser Hinsicht kann man wohl sagen, daß die vorliegende Schrift mit ächt französischer „verve“ verfaßt ist. Sie erfreut sich denn auch bereits eines schönen Erfolges. Seitdem sie erschienen, sind kaum einige Tage verflossen, und schon sind davon, wie ich soeben aus guter Quelle erfahre, mehrere tausend Exemplare verkauft worden. In den Pariser Zeitungen wird sie lebhaft besprochen, allerdings hie und da auch scharf kritisirt. Solche Angriffe konnte man indessen dem Verfasser, ohne ein Prophet zu sein, voraussagen. Warum hat er sich erkühnt, den deutschen Katholiken ein unumschränktes Lob zu ertheilen?

Was nun den Inhalt des Buches betrifft, so möge derselbe hier noch ganz kurz angegeben werden. Das erste Kapitel ist dem großen Centrumsführer, dem unvergeßlichen Windthorst gewidmet. Mit vollem Rechte! Verdanken doch die deutschen Katholiken einen großen Theil ihres Einflusses den ausgezeichneten Führern, die ihnen in schwerer Zeit von Gott beschieden worden. Was vermag jedoch auch der beste General ohne Armee? Daß aber im Culturkampfe den Centrumsführern Truppen zur Verfügung standen, wie sie keine andere katholische Nation aufzuweisen hat, ist nicht zum geringsten Theile das Verdienst des Klerus. In den folgenden Artikeln, worin von der social-politischen Thätigkeit der deutschen Katholiken die Rede ist, wird deßhalb vorzugsweise das segensvolle Wirken des Klerus geschildert. Nicht als ob der Verfasser die Verdienste der Laienwelt schmälern wollte. Da er jedoch für Frankreich schreibt, wo so manche der Ansicht sind, die Geistlichen müssen

in der Sakristei eingeschlossen bleiben, hielt er es für n
wendig, zu zeigen, welche hervorragende Stellung der deu
Klerus im öffentlichen Leben einnimmt, sowohl in der P
und in den zahlreichen Vereinen als im Parlamente, w
den verschiedenen Landtagen ungefähr fünfzig, im Reich
nicht weniger als dreiundzwanzig Geistliche sitzen. „C'est p
qu'il n'en faudrait pour donner la fièvre jaune aux radic
et, disons-le tout bas, aux libéraux modérés d'une Cham
française". (S. 82.)

Hoffentlich wird Herr Kannengieser seine Studien i
Deutschland weiterführen. Da er in dieser ersten Schrift
die social-politische Seite berücksichtigt, so sollte er in ei
späteren Werke den Franzosen auch noch zeigen, was in
letzten Jahrzehnten im katholischen Deutschland geleistet wo
ist auf wissenschaftlichem Gebiete. Denn auch hier haben
deutschen Katholiken durch eisernen Fleiß und zähe Ausd
sich eine achtunggebietende Stellung zu erringen gew
Konnte doch vor Kurzem der gewesene Hofprediger Stö
nicht umhin, in seiner „Kirchenzeitung" klagend einzugestehen,
Deutschland sei die katholische Kirche „geistig und geist
literarisch und praktisch, politisch und social in einem
schwung begriffen, daß man fürchten könnte, sie werde
Protestantismus die Hegemonie des Geistes, die er drei
ein halbes Jahrhundert geübt hat, aus der Hand reißen".

N. P.

Hiermit nehmen wir Abſchied von dem großen Regeſtenwerke des verewigten Cardinals. Wie immer man über Leo X. urtheilen mag — die Veröffentlichung der Regeſten, ſoweit ſie vorliegen, ſprechen im Ganzen zu Gunſten des Papſtes und bezeugen, daß er unter troſtloſen Verhältniſſen, am Vorabend einer entſetzlichen Kataſtrophe, vielfach gehemmt durch Verhältniſſe und Mißſtände, die er nicht geſchaffen, ſondern nur überkommen hatte, die erhabene Idee ſeines hehren Amtes wohl erfaßt und in umfaſſender Thätigkeit zu verwirklichen ſuchte. Eine abſchließende Würdigung über Leo X. wird uns erſt die Vollendung der Regeſten ermöglichen. Aber ſchon heute ſteht feſt: die Akten über das Urtheil, das man landläufig über den erſten Medici auf dem heiligen Stuhl fällt, erheiſchen eine allſeitige und gründliche Reviſion.

Wie ſteht es mit der Fortſetzung und Vollendung der Regeſten? Was der große Cardinal mit unſäglicher Mühe begonnen und in nie ermüdender Arbeitſamkeit bis zum Abend ſeines Lebens weitergeführt, darf um ſo weniger Torſo bleiben, als das Werk unter dem Patronat Leo XIII. ſteht. Von den heute im Vatikan angeſtellten drei deutſchen Gelehrten, P. Denifle, P. Bollig und P. Ehrle wird einer die Laſt, aber auch zugleich das Verdienſt und die Ehre der Weiterführung und Vollendung auf ſeine Schultern nehmen müſſen.

Aachen. Alfons Bellesheim.

Solange Fürst Bismarck regierte, war davon keine Rede. Der Reinertrag der Rübensteuer für das Reich fiel, die Exportprämie stieg. Dadurch wurde der Reiz, Rüben anstatt Korn zu bauen, immer größer. Verfolgen wir die Entwickelung dieser Industrie! Es gab:

Jahr	Fabriken	Dampfpferdekräfte darin	Von der Fabrik besitzen selbstgebaute Rüben Mill. Mtc.	Zugekaufte Rüben Mill. Mtc.	Zusammen Rüben Mill. Mtc.	Auf 1 ha Rüben Mtc.	Rohzucker je 1000 Mtc. producirt	— importirt	+ exportirt	Mehr + —	Nothwendige Anbaufläche Hectare
1871/72	311	18,162	15	7	22	204	1,864	457	121	— 336	108,000
1875/76	332	23,325	28	13	41	293	3,580	185	539	+ 354	140,000
1877/78	329	25,788	28	12	40	274	3,780	65	960	+ 895	146,000
1889/90	401	63,753	50	47	98	329	12,136	39	7,440	+ 7,401	300,000
1890/91	?	?	?	?	106	?	13,326	?	7,503	?	? 360,000

[illegible] Interessen heraus [illegible] Bedauern [illegible] in den vorstehenden [illegible] [illegible] gehen werden. Von Montalembert [illegible] das Wort [illegible] [illegible] Man [illegible] ich angesichts des Laufes der Dinge [illegible] der Befürchtung nicht entschlagen, daß die Nichtantheilnahme der Katholiken im politischen Leben auf die Dauer [illegible] der Beseitigung der Herrschaft des [illegible] Liberalismus in einen verschiedenen Schattirungen dienen wird.

LXVI.

Zeitläufe.

Die nachstehende Unterschrift im neuen „Mainzer Volksblatt“

Den 12. November [illegible]

Unmittelbar vor der Rückreise des russischen Selbstherrschers aus Kopenhagen am 30. Oktober ist der Münchener „Allg. Zeitung“ aus Paris geschrieben worden: „Wie es scheint, wird auch dießmal der Kaiser von Rußland den Kaiser Wilhelm nicht besuchen, obwohl er eine weite Strecke durch Deutschland reisen und fast Berlin umgehen muß, wenn er nicht dorthin will. Diese Enthaltung des Czaren kann nur dazu beitragen, die zwischen Berlin und St. Petersburg bestehende Entfremdung zu steigern. Von da bis zur Spannung und selbst bis zum Bruch wird also die Spanne immer kürzer“.

In der That war es, wenn der Ausdruck erlaubt ist, ein „starkes Stück“. Der Czar war den Gegenbesuch von Narwa her schuldig. Kaiser Wilhelm hatte wenige Monate

am 25. Januar 1782, daß alle jene Ordensgeistlichen beiderlei Geschlechtes, welche von ihren Ordensgelübden dispensirt zu werden verlangten, unmittelbar an ihre Ordinarien zur Erwirkung der Dispensation angewiesen werden sollten. Ein Rekurs nach Rom solle nicht gestattet sein. Insgeheim wurde aber die Hofkanzlei angewiesen, einen etwaigen Rekurs nicht zu ahnden. Migazzi dispensirte ohne Rekurs. Pius VI. tadelte ein solches Verfahren in einem Schreiben an den Bischof Chorinsky zu Brünn, der ebenso gehandelt.

Viel weiter wie Migazzi gingen die meisten anderen Bischöfe in ihrer Nachgiebigkeit und Schwäche, und darin liegt ein zweiter Grund für den Mißerfolg auch bei Migazzi. Es gab „Bischöfe, welche von einer Kirche jenseits der Alpen nichts zu wissen schienen; ein Wink, ein gnädiges Kopfnicken oder eine finstere, ungnädige Miene vom Throne herab galt ihnen mehr als Canones und Dekrete." Gegen einen im Auftrage der Regierung von dem kirchenfeindlichen Abt Rautenstrauch ausgearbeiteten Detailplan für das theologische Studium fand der Bischof von Leitmeritz Graf Waldstein gar nichts, die Bischöfe von Seckau und Gurk, Graf Spaur und Graf Auersperg nur Unerhebliches einzuwenden.[1]) Der Fürstbischof Graf Arco dispensirte vom ersten Grade der Affinität mit der schriftlichen Erklärung, „daß wenn der Landesfürst, durch die Wichtigkeit der Gründe bewogen, das bürgerliche Ehehinderniß aufhebet, er kein Bedenken tragen werde, zu gestatten, daß dieser solchergestalt einzugehende bürgerliche Ehevertrag mittelst priesterlicher Einsegnung zum Sakrament erhoben werde."[2]) Der

1) Der österreichische Appellationsrath Dr. Beidtel charakterisirt diesen Plan also: „Seine ganze Richtung wurde durch protestantische Ansichten über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche bestimmt, eine Art von Rationalismus blickte schon überall hinter den gallikanischen Ideen durch, und dieser Studienplan, nur unwesentlich von Zeit zu Zeit modifizirt, erhielt sich über 69 Jahre. Er erklärt schon allein den unter dem österreichischen Clerus entstandenen Verfall der Wissenschaft und der Orthodoxie." Untersuchungen über die kirchlichen Zustände in den kaiserlich österreichischen Staaten. Wien, Gerold. 1849.

2. Nach Hock-Bidermann, Oesterr. Staatsrath S. 265, ging der Bischof noch weiter.

das Dürener Karmelitenkloster in der Mitte des 15. Jahrhunderts in der schönsten Blüthe gestanden und eine sehr segensreiche Wirksamkeit in jener Gegend entfaltet. An der Hand der erwähnten Urkunden läßt nun Pfarrer Koch die Geschichte und Wirksamkeit dieser vergessenen Ansiedlung wieder aufleben. Wir erfahren Näheres über die Geschichte der Errichtung des Klosters, über seine Kirche, über die dort gestifteten Messen und Andachten, über die zahlreichen Schenkungen, welche den frommen Ordensleuten zu Theil wurden, und endlich auch über die Wirksamkeit dieser Männer selbst. Recht interessante, culturgeschichtliche Details werden hier geboten. Wir vernehmen, daß die Dürener Karmelitenschule die älteste Lateinschule der Stadt und ganzen Gegend gewesen ist; daß im 15. Jahrhundert mit derselben auch eine Volksschule verbunden war, sowie daß im Kloster auch akademische Vorlesungen über Philosophie und Theologie gehalten wurden.

Nicht minder interessant sind die Einzelnheiten, welche der folgende Abschnitt aus den Akten und Protokollen des Provinzialarchivs bringt. Für die Pflege von Wissenschaft und Kunst im Bereiche der niederdeutschen Provinz der Karmeliten werden hier eine Reihe sehr werthvoller neuer Daten mitgetheilt. Auch das Schisma in der genannten Provinz während der Jahre 1142—45 wird durch Excerpte aus den Collektaneen des Bruders Seger Pawls beleuchtet. Derselben Quelle entnommen sind die reichen Mittheilungen über den Personenstand der Provinz im 14. und 15. Jahrhundert. Von besonderem Werth ist hier namentlich die alphabetische Zusammenstellung sämmtlicher lehrenden und lernenden Brüder der niederdeutschen Provinz für die Zeit von 1422—1447. Wie der Herausgeber hervorhebt, lernen wir durch dieselbe nicht nur eine große Menge rheinischer Familien kennen, sondern werden auch in den ganzen Studiengang, wie er zu jener Zeit im Karmelitenorden üblich war, eingeführt. Hieher gehören auch die von Koch im Anhange S. 195 ff. mitgetheilten interessanten Notizen über die auswärtigen Schulen, welche von den Mitgliedern der niederdeutschen Provinz in den Jahren 1422 bis 1447 besucht wurden. Der Anhang der fleißigen Schrift bringt außerdem eine Anzahl werthvoller, theilweise noch nicht

LXX.

Dr. Johann Eck und das kirchliche Zinsverbot.

(VI. Schlußartikel.)

Das Jahr 1515 verlief ohne weitere Aktionen in der Zinsfrage. Ein anderer Gegenstand von höchster Bedeutung hatte Eck's Aufmerksamkeit nach seiner Rückkehr in die Heimath völlig in Beschlag genommen. Im Mai 1515[1]) waren nämlich 4 herzogliche Commissäre: Leonhard von Eck, Sebastian Ilsung, Johann Aventin und Augustin Köllner in Ingolstadt erschienen, um die dem Krebsgang verfallene Universität zu visitiren und neu zu beleben. Unter andern heilsamen Verordnungen hatten sie auch den Aristoteles und Petrus Hispanus als Lehrbücher bestimmt und Eck mit der Abfassung von Commentaren zu diesen beiden Autoren beauftragt. Eck warf sich mit der ihm eigenen Energie auf die Sache und arbeitete Tag und Nacht, so daß er einmal, wie er selbst sagt, sechs Wochen lang kaum so viel wie eine Nachtigall schlief.[2]) Im Mai 1516 verließ deßhalb bereits der Commentar zu Petrus Hispanus die Presse. Dagegen brachte das Jahr 1516 neue interessante Kämpfe in der Zinsfrage. Anfangs März 1516 erhielt Eck den Besuch Christoph Scheurl's von Nürnberg. Beide Männer hatten sich bisher nicht persönlich gekannt. Scheurl verließ Eck mit ganz andern Anschauungen, als er gekommen war. Hatte

---

1) Wiedemann, l. c. S. 33.

2) Eccius in Petr. Hispan. summ. f. 3 b.

eine schöne Tragödie angerichtet. Der lic. theol. Joh. Eck mann erklärte den vierten Satz als einen sophistischen, ohne ihn recht zu verstehen.

Der Dominikaner und Fakultätsdecan Martin Huter ließ mich rufen und benachrichtigte mich, daß die Fakultät neben der Materie über die Beicht absolut nichts zulassen wolle. Ich ging, bat ihn aber, er möchte noch einmal die Professoren in meinem Namen in der eindringlichsten Weise ersuchen, mir die Vertheidigung meiner Thesen nur nebenbei zu gestatten. Er versprach mir das, theilte mir aber am 4. August mit, daß seine Vermittlung erfolglos geblieben sei. Auf dies hin schrieb ich an ihn folgenden Brief:

„Ich habe Deine Zuschrift, ehrw. Vater, die mir heute überbracht worden ist und meinen Wünschen leider nicht entspricht, gelesen. Wenn ich auch meine Absicht schon oft vor Dir erklärt habe, so will ich es doch noch einmal in der bestimmtesten Form thun: Ich gestatte wiederholt, daß die Professoren der Fakultät einen Stoff auswählen, auf welchen ich dann respondiren werde. Ueber die Ferien darf ich nicht hier bleiben. Das Präsidium bei der freitägigen Disputation nehme ich nur dann an, wenn ich meine Thesen neben der Hauptmaterie über die Beicht vertheidigen darf. Ich lasse mich sogar, damit ihr meine ehrlichen Absichten erkennt, darauf ein, daß meine Thesen in den Nachmittagsstunden oder am folgenden Samstag behandelt werden. Wollt ihr auf nichts von all dem eingehen, so sehe ich nicht ein, wie ich mich mit Ehren aus der Sache ziehen kann. Ich weiß nicht, was Geheimes dahinter steckt, aber ich rufe Gott zum Zeugen an, daß meine Gesinnung eine aufrichtige, gerade, einzig von der Liebe zur Wissenschaft eingegebene ist. Habe ich auch von meinen beigefügten Sätzen nichts zuvor verlauten lassen, so finde ich darin doch nichts Ungesetzliches, da in Euren Statuten in Betreff solcher Zusätze und Corollarien nichts vorgesehen ist. Gefallen Euch diese Propositionen nicht, so will ich gerne andere aufstellen. Wien am 4. August 1516."

Der Dekan antwortete mir mit folgenden Worten: Herr Doktor! Ihr habt bereits die definitive Antwort erhalten, daß nämlich in dieser Zeit die Aula für Disputationen nicht offen

ist und ein anderer Ort für theol. Disputationen nicht zur Verfügung steht. Seid also weder mir noch der Fakultät fernerhin lästig. —

Es war nun allerdings eine ziemlich kleinliche und verächtliche Sache, einen Theologiecandidaten gegen die Angriffe der Baccalauren unter der stillschweigenden Assistenz der Doktoren zu beschützen; dennoch schrieb ich in der Erwägung, daß ich nach diesem Beschlusse der Fakultät zwar nicht in der gewünschten Weise, aber doch in gewissem Grade meine Kräfte versuchen könnte, eine sogenannte Intimation zum Disputationsprogramm und überschickte sie durch meinen Famulus an den Dekan am 5. August. Der Famulus traf ihn nicht zu Hause und heftete sie deßhalb am Anschlagbrette des herzogl. Collegs und der Kathedrale an; allein ein Bote der Fakultät riß sie alsbald wieder ab. Nun schrieb ich dem Dekan, er solle mein Präsidium nach Gutdünken bekannt geben. Er berichtete die Sache an die Fakultät. Da mir aber an diesem Tage keine Antwort gegeben wurde, fing ich an, die Partie für verloren zu halten, so aufgebracht und schwarzgallicht waren die meisten, indem sie mein Thun bös und falsch deuteten. Du hättest die windigen Ausstreuungen alle hören sollen. Der Eck, hieß es, sei nur gekommen, um guten Leuten Arbeit zu machen und die Muße zu rauben; die verschiedensten Gerüchte wurden herumgetragen. Ich mußte täglich Dinge hören, die ebenso falsch als lächerlich waren. Es war zum Staunen, wie man sich ohne allen Grund fürchtete, und wie sich Einige jede erdenkliche Mühe gaben, die Gemüther der Professoren durch haltlose Drohungen einzuschüchtern und mir zu entfremden. Ich ertrug aber Alles muthig und that, als ob ich nichts merke.

Ich verzweifelte schon an einem guten Ausgange und wollte mich auch von Bischof Georg geziemend verabschieden — da trat eine Wendung ein. Ich setzte den Bischof von meinem vereitelten Vorhaben in Kenntniß. Derselbe war nicht wenig erstaunt und bat mich, diesen Abend mit ihm bei dem Vitzthum Lorenz Sauer zu speisen. Dort fand sich auch der kaiserliche Zahlmeister Dr. phil. Altinger ein. Beiden trug ich gleichfalls meine Beschwerden vor. Nun kam meine Sache durch ihre Vermittlung an das kaiserliche Regiment. Eine

machen. Ich acceptirte alles mit der größten Freude und noch am nämlichen Tage legte ich ihnen drei Materien vor:

1) de divinarum Personarum productionibus;

2) de substantiis separatis angelicis;

3) de castrorum impignorationibus, fructibus in sortem non computatis, de redditibus perpetuis ac pecuniariis, de vitaliciis, de pacto retrovendendo u. s. w.

Dem Uebereinkommen gemäß unterstützte ich also den Dr. Augustinus vor einer zahlreichen Versammlung mit meinem besten Können. Es waren nämlich vier Opponenten da. Der respondens dehnte den Beweis seiner Thesen zu sehr aus und der vielgerühmte Logiker Dr. Joh. Heckmann verfuhr sich mit logischen Sonderbarkeiten. Der treffliche Cuspinian und der Kanzler Johann de Snaipeck wohnten der Disputation bei. Ersterer stellte mir ein Zeugniß über dieselbe an Leonhard von Eck aus. Das Gedränge war so groß, daß ein Jüngling in Ohnmacht fiel. — Gegen Abend ließ mich die theologischen Fakultät wissen, daß sie die zwei ersten Gegenstände acceptirt, die Materie über die Contrakte dagegen gestrichen und an ihre Stelle zwei andere Gegenstände über die Incarnation und über die Sakramente substituirt habe. Ich verfaßte nun sogleich die Thesen hiezu, ließ sie drucken, und am Sonntage konnte das Programm publicirt und vertheilt werden.

Cuspinian ersuchte mich, an diesem dem hl. Laurentius geweihten Sonntage bei St. Stephan zu predigen. Er hatte mir Gefälligkeiten erwiesen, daß ich seine Bitte nicht abschlagen konnte. Am 11. August reiste ich mit Christ. Tenngler nach Baden, kehrte aber sogleich wieder zurück, weil meine Gegner nebst vielem anderen ausgesprengt hatten, ich sei aus Furcht abgereist. Vitzthum Lorenz Sauer hatte meiner Predigt nicht anwohnen können. Er bat mich deßhalb, am Feste Maria Himmelfahrt zu predigen; auch ihm konnte ich nicht ungefällig sein.

So kam der 18. August. Das kaiserliche Regiment hatte den Doktor beider Rechte Georg Besserer aus Schwaben mit der Oberaufsicht über die Disputation betraut. Nachdem ich eine kurze Rede gehalten, begann in Anwesenheit sehr vieler Doktoren, Studenten und Laien der Kampf. Die Doktoren

über widersprechende Sätze disputirt. Ich wies das im Einzelnen bei der 3. These nach u. s. w. Schließlich bat mich Rupert Hodel, ich möchte es doch nicht übel nehmen, daß er die Disputation übernommen habe. Ich verzieh dem Gelehrten um so lieber, als kein hervorragender Professor, auch nicht der Thesenschmied, zur Disputation erschienen war.

An diesem Tage luden mich die Doktoren der theologischen Fakultät und die Lehrer am herzoglichen Colleg zum Mahle ein. Man erwies mir da ein Wohlwollen und eine Freundlichkeit, die alle meine Erwartungen übertraf. Waren sie zuvor ziemlich schroff und ungemüthlich gegen mich gewesen, wohl in Folge fremder Einflüsterung, so trugen sie jetzt, nachdem sie meinen offenen Sinn und meine ehrlichen Absichten kennen gelernt hatten, ein großes Wohlwollen zur Schau, so daß wir innigste Freundschaft schloßen. Ich erbat von ihnen ein Disputationszeugniß; sie versprachen mir nicht bloß das, sondern erklärten, sie würden mir ein Zeugniß ausstellen, das mich sehr befriedigen werde. Nachdem ich ihnen meinen Dank ausgesprochen und mich von ihnen verabschiedet hatte, verließ ich am folgenden Tage Wien.

Es wird Dir vielleicht angenehm sein, hochw. Herr, wenn ich der Männer gedenke, die mich ohne jedes Verdienst von meiner Seite so freundlich aufnahmen. Ich habe schon des Bischofs, des Vizthums Lorenz Sauer, des Joh. Cuspinian, des Christ. Tenngler, des Joachim Vadian und Anderer gedacht. Die Dankbarkeit verpflichtet mich aber, noch Andere zu nennen. Es sind dieß der Kanzler Joh. von Snaibeck, der mir sehr viele Gefälligkeiten erwiesen hat und mich beim Abschiede ersuchte, ich solle ihm über die Menge der Feste meine Ansicht schreiben, der Universitätsrektor Viktor Gamp, der berühmte Arzt und Mathematiker Georg Tanstetter, der Jurist Phil. Altinger, Peter Tanhauser und Wilhelm Billinger. Ich weiß wirklich nicht, wem ich mehr Dank schulde. Jedenfalls werde ich sie niemals vergessen. Um mich nahm sich auch sehr eifrig der Licentiat Gabriel Gutrater an. Endlich muß ich noch meines dienstgefälligen Vetters, des Magisters Ludwig Restio gedenken.

Am 20. August reiste ich in Begleitung des Studenten Rudolf Agricola nach Ingolstadt ab. Ueber Leopoldstadt

68 in vier Abtheilungen gegliederten Thesen, über welche Eck am 18. August disputirte. An diese reihen sich die Thesen, die er in der freitägigen Studentendisputation anhangsweise vertreten wollte. Schließlich werden die Thesen angeführt, welche von einem Unbekannten gegen Eck angeschlagen worden waren und deren Vertretung Rupert Hodel übernommen hatte. Nun folgen Zeugnisse des kaiserlichen Regimentes, des Rektors der Wiener Universität, der theol. Fakultät und des kaiserl. Rathes Cuspinian, die alle hohes Lob unserm Gelehrten spenden. Den Schluß machen Lobgedichte berühmter Gelehrten: eines Heinrich Bebel, eines Johann Aventin, Georg Boemus, Georg Hauer, Urban Rhegius und Augustin Marius.

Was die Thesen betrifft, so vermuthet Albert,[1]) daß jene, welche Eck zuerst dem Dekan der theologischen Fakultät vorgelegt hatte, von ihm unterdrückt und aus gewichtigen Gründen nicht abgedruckt worden seien. Diese Ansicht ist unrichtig. Nachdem die Professoren unter keiner Bedingung eine selbständige Disputation Ecks vor Ablauf der Ferien gestatten wollten, entschloß er sich mit einigem Widerwillen, bei der ordentlichen Freitagsdisputation der Theologie-Candidaten das Präsidium zu übernehmen. „Um aber doch vom eigenen Mehle etwas beizumischen und eine That, die seiner würdig war, zu vollbringen", verfaßte er, wie der Bericht sagt, 24 Thesen, die theils wirklich, theils scheinbar sich widersprachen. Er hatte die Absicht, sie nach der Hauptdisputation über die Beicht zur Besprechung zu bringen. Der Dekan, dem die Thesen am 2. August übergeben worden waren, lehnte sie bekanntlich mit aller Entschiedenheit ab. Nun ersann Eck einen Ausweg. Er erklärte das Präsidium am 8. August mit Verzicht auf eine ordnungsmäßige Disputation annehmen zu wollen, kündigte aber bei der Intimation Folgendes an: „Es wäre allerdings mein Wunsch gewesen,

1) Warum disputirte Eck ꝛc., l. c. S. 390.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Eck mit der Absicht nach Wien kam, neben anderen Gegenständen auch die Zinsfrage, die ihn speciell interessirte, aufzuwerfen. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß die drei Materien über die Trinität, über die Engelsubstanzen und über die Wuchercontrakte sein ursprüngliches Programm gewesen seien. Die Wucherfrage durfte nicht vertreten werden. Insofern also hat die Wiener Disputation nur untergeordnete Bedeutung im Zinsstreite gehabt. Aber wir können daraus entnehmen, mit welcher Zähigkeit man auch in Wien an den alten kanonistischen Anschauungen festhielt.

Auffallend ist es, daß die Professoren Eck schließlich mit solcher unleugbarer Herzlichkeit [1]) behandelten. Allein, wenn man bedenkt, wie froh die Herren sein mußten, daß sie mit heiler Haut aus der für sie scheinbar so fatalen Situation sich gerettet hatten, dann ist ihre Freude nicht unverständlich. Außerdem hatten sie ja in Eck einen ausgezeichneten Gelehrten kennen gelernt, der mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit ein offenes, ehrliches Wesen verband.

War also der Umschlag in der Stimmung der Professoren ein unleugbarer, so kann man auch nicht an dem Ernste der Zeugnisse zweifeln, die Eck mitgegeben wurden. Die Universität redete aus Ueberzeugung. Eck bewahrte denn auch den Wienern ein dankbares Andenken, das unter Anderm in der Widmung der oratio Joh. Eckii Theologi adversus priscam et ethnicam philosophiam an die Professoren Joachim Vadian, Viktor Gamp und Georg Tannstetter zum Ausdruck kam. [2])

Die Zeitgenossen nahmen von der Wiener Disputation wenig Notiz, da sie keine neuen Momente brachte. Moderne Forscher tadeln die Aufdringlichkeit [3]) Eck's, ohne zu bedenken,

---

1) cf. Albert, l. c. S. 394.

2) Wiedemann, S. 481.

3) Prantl I, S. 114.

Schließlich heißt es: „Nun endet der abgehobelte Eck, w
obwohl er 1517 zu Straßburg die constantinische Sch
bekämpft und die schlimmsten Befürchtungen wegen de
sucht und dem Pompe des Klerus ausgesprochen hat,
unterdessen, wie man sich sagt, den Mächtigen und
die mit dem Schweiße der Armen ihre Goldhausen
Beifall geklatscht hat. Ein Deutscher soll kein Schw
und Zweizüngler sein.“ Statt dieser Worte steht i
andern Ausgabe: „Gedruckt durch Agrippus Pan
Drucker des Königs von Persien, unter dem Consula
Licentiaten Simon von Samaria und des Dr. Judas J
in der Stadt Luzern am Zusammenflusse von Rhei
Donau.“

Welches war die Stellung der Reformatoren im
streite? Neumann schreibt [1]): „Die Reformation bra
vornherein thatsächlich und rechtlich das Ansehen der kath
Kirche in der Wucherfrage, also dem Glaubenssatze v
Zinsen ging durch sie die Spitze verloren. Das Indi
befreite sich auch hier von den Autoritätsfesseln; ma
auch hier die Natur des Verkehrs an sich gewähre
lernte sie an sich ohne einseitige Perspektive, ohne vor
Meinung kennen und beurtheilen.“ Liest man diesen
rambus, so sollte man meinen, die Reformatoren u
Clienten hätten „den Glaubenssatz“ von der Unzuli
des Zinses von sich geschleudert und seien in hellen
unter das Oberkommando Eck's geeilt. Leider ist das
theil von Allem wahr. Die Reformation als so
absolut unschuldig an der Fortentwicklung der Zi
im freiheitlichen Sinne. Eher könnte man das Geg
behaupten. [2]) Während Eck mit bewunderungswü
Unbefangenheit die volkswirthschaftlichen Bedürfnisse
Zeit durchschaute und den veralteten Traditionen der

1) Geschichte des Wuchers, S. 479.

2) Funk, Zins und Wucher, S. 104 ff.

unter unsere Fittige zu nehmen, die eine unersättliche Begier nach gemeinem Gewinne haben. Insoferne stimmen wir mit dem Papste überein. Als Du nämlich im Solde der Kaufleute standest und in einer Bittschrift das Ansinnen an den Papst stelltest, es solle jener durch und durch unbillige Gesellschaftscontrakt als gut erklärt werden, wurdest Du abgewiesen, ohne Zweifel, weil der Papst Dein Thun nicht begreifen konnte, da Du mit feiler Zunge und Hand bereit warst, die hl. Schrift zu zwängen und verdrehen, ja zu verderben, nur um nicht ohne Ruhm heimzukehren. Wir sind ungelehrt. Denn wir sehen nicht, wie ein vollkommener Mensch Nachfolger des armen Christus sein kann, wenn er auf irdische Interessen schwört. Doch ja! Wahrscheinlich huldigt nach Deiner Meinung auch Erasmus, jenes Gestirn unseres Jahrhunderts gleich uns, verrückten Ideen!" Ob und wann Eck in Sachen des contractus trinus sich nach Rom gewendet hat und abgewiesen worden ist, wie das Citat behauptet, können wir nicht prüfen. Auch die Anspielung auf Erasmus[1]) ist uns nicht ganz klar. Endlich fiel noch Pirkheimer in seinem Eccius dedolatus[2]) — der gehobelte oder der abgeeckte Eck — eine satirische Schmähschrift, welche am 20. Februar 1520 anonym erschien und dem Nürnberger Humanisten zugeschrieben wird, über unseren Gelehrten wegen seines Auftretens in der Zinsfrage her. Die Schrift enthält mehrere derbe Anspielungen auf den Zinsstreit. Bei der Operation Eck's zeige sich Geld. „Das ist das Geld, welches er von den Kaufleuten erhalten hat, um den Wucher zu vertheidigen." Der Verfasser läßt Eck sagen: „Ich habe gezeigt, daß den Reichen der Wucher erlaubt sei, den Armen aber nicht — jedoch mit Hinzufügung gewisser Bedingungen."[3])

---

1) Vergl. dessen laus stultitiae.

2) Abgedruckt bei Riederer, Beitrag zu den Ref.-Urkunden, S. 165 ff. cf. „Der gehobelte Eck" von Rob. Rösler, in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, Jahrg. II 1873, Hft. 8.

3) Eccii tract. de cont. tr. cf. oben 33 a u. b.

ihre Spitze abzubrechen suchte, stak sein Gegner Luther bis über die Ohren in der aristotelisch-scholastischen Lehre vom Zinse.[1]) Das Zinsennehmen war ihm ein Gräuel. „Wer also leihet, daß er aufsetzt, der leihet nicht, so verkauft er auch nicht, darum muß es ein Wucher sein, dieweil leihen von Art und Natur nichts anderes ist, denn etwas für einen Anderen darstrecken umsonst mit Bedingen, dasselbe oder des gleichmäßigen, und nicht mehr, über eine Weile wieder zu nehmen.“ [2])

Neumann[3]) rechnet Luther diese seine Haltung in der Zinsfrage mit eigenthümlicher Logik zur Ehre an und sagt: „Der sechsunddreißigjährige Apostel des neuen Jahrtausends eifert feurig wie ein Jüngling; alle Gründe, welche die katholische Kirche, Theologen und Rechtslehrer viele Jahrhunderte hindurch für das Dogma des Wuchers gesammelt und der unerbittlichen, unüberzeugbaren Natur des Verkehrs entgegengeschleudert hatten, sie leben mit ganzer Stärke wieder in seinen Worten auf und tönen hinaus auf den Markt und die Straßen.“ Luther wetterte sogar gegen die von der Kirche längst gebilligten Rentenkäufe.[4]) Er sagt vom Rentenkauf: „mich bedünkt, seine Art sei, daß es ihm leid thue, daß er nicht muß ein Wucher sein; es gebricht ihm an Willen nicht und muß leider fromm sein.“ Nur das interesse wollte Luther gelten lassen.[5]) Der Reformator kam indessen mit seiner canonistischen Anschauung gegenüber dem praktischen Leben nicht zurecht. Darum ließ er sich schließlich in einem Gutachten[6]) an den Stadtrath von

1) Falke, Die volkswirthschaftl. Anschauung der Ref.-Zt., Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. Hannover 1874. Jahrg. III, 3. u. 4. Heft. S. 177 ff.
2) Luthers Werke. Erlangen 1833. Sermon vom Wucher. S. 104 ff.
3) l. c. S. 480.
4) Vgl. Falke, l. c. S. 184 u. Neumann, S. 481.
5) Sermon vom Wucher.
6) Bei Neumann, S. 618 ff.

Gerade den katholischen Theologen, namentlich Eck gebührt der Löwenantheil an der Reform der Zinslehre. Um so sonderbarer muß es berühren, wenn protestantische Gelehrte das ihren Heroen nachrühmen, was sie an Eck so bitter tadeln.

Wir haben genügend dargestellt, welche persönlichen Resultate der Zinsstreit für Eck hatte. Nun ist nur die Frage noch zu beantworten, welche Wirkungen dieser Streit auf das öffentliche Leben äußerte. Die Antwort ist kurz gegeben.

Die praktische Welt, welche bisher nicht ohne einige Besorgniß des contractus trinus sich bedient hatte, fühlte sich durch das Auftreten Eck's und durch die Zustimmungserklärungen der bedeutendsten Männer wesentlich beruhigt. Die Folge davon war, daß die beliebte Contraktform nur noch mehr in allen Kreisen der Bevölkerung sich einbürgerte. Dagegen hatte die heftige Opposition aus der Gelehrtenwelt den Beweis erbracht, daß die Zeitgenossen Eck's für die wissenschaftliche Lösung der Zinsfrage noch nicht genügend reif waren. Eck ließ deßhalb die Frage fallen. Uebrigens trugen auch die dem Zinsstreite unmittelbar folgenden Reformationsstürme sehr viel zur Beseitigung der Frage bei.

Im Jahre 1565 kam der contractus trinus[1]) vor das Forum der Provinzialsynode von Mailand und wurde verworfen. Diesem Beschlusse trat die Synode von Bordeaux im Jahre 1583 bei. Drei Jahre später verurtheilte auch Sixtus V. in der Bulle Detestabilis den Vertrag, nachdem noch Pius V. für die Herausgabe der Werke des Canonisten Navarrus, welcher den Contrakt vertheidigt hatte, ein Privileg ertheilt und Gregor XIII. die Widmung seines Hauptwerkes angenommen hatte. Später erfolgte kein päpstliches Verbot

---

1) Vergl. Funk, Geschichte d. kirchl. Zinsverbots, S. 58 ff.

Wenden wir uns dem mittelalterlichen Bade
zu: in innigstem Zusammenhange damit stan
Seelenbad.

Wir besitzen aus neuerer Zeit verdienstvolle A
über unseren Gegenstand, so von Georg Zappert,
das Badewesen in mittelalterlicher und späterer Zei
einer Tafel Abbildungen. Die Arbeit umfaßt 166
im „Archiv für Kunde österreichischer Geschichts-Q
Bd. XXI. Wien 1859. Das Wesentliche hieraus f
15. Jahrhundert hat Janssen in seiner Geschichte des de
Volkes I. 375 der 15. Auflage ausgezogen. Darnac
Bengler 1873, ohne die Zappert'sche Arbeit zu
in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, Neue
II, 571, die Seelbäder im Besonderen behandel
ihrer verschiedenen Beziehung: Stifter, Stiftung
Badetage, Gegenleistung, Mißbrauch, Verfall und
unter specieller Berücksichtigung der sächsischen
Kleinere Arbeiten mehr lokaler Natur verzeichnet
a. a. O. Auf diese Autoren sei der Kürze halber verw
Ihre Aufstellungen zu vertiefen und zu erweitern
folgende Beiträge gegeben.

Im Mittelalter gebrauchte man den Ausdruck
stube" für warme Bäder, abgesehen von dem Fl
Heute noch erinnern in den Städten die Straßennam
die ehemalige Lage ihrer Badestuben. In Mainz g
eine „Badergasse",[2] zu Friedberg in der Wetter
Badthor und einen Badbrunnen nahe der Badgasse.[3]

Eine Badstube zu errichten, verursachte allerlei Aus

---

1) Vgl. auch Ratzinger, Geschichte der kirchlichen Armenpflege
S. 358.

2) In dem Hause: Frankfurter Hof. Man schaffte das
von Wiesbaden in Fässern dorthin, daher auch: zum Wie
Schaab, Gesch. von Mainz, I, 588; Roth, Gesch. von Wie
S. 622.

3) Dieffenbach, Geschichte der Stadt und Burg Friedberg.

LXXI.

Zur Volksgesundheitspflege Deutschlands im Mittelalter.

(Badewesen und Seelenbad.)

Bäder finden wir im Gebrauche bei den Germanen alsbald bei ihrem Auftreten in der Geschichte. Anders mag ihr Badewesen geworden sein, als sie mit den Römern in Berührung traten, denn bis hart an die germanischen Grenzgebiete lagen römische Ansiedelungen, welche der Badeeinrichtungen nicht entbehrten. So in der ältesten Zeit.

Die neueste Zeit richtet wieder Volksbäder und selbst für die Massen der Schulkinder Badeanstalten ein und mag sich dieses Fortschrittes rühmen und freuen, denn es ist auch gar zu nothwendig, daß unser in Schule, Theater und Concert hockendes und dadurch nervös und sentimental gewordenes, sowie in der Fabrik körperlich verkommendes Volk durch Bädergebrauch auf Hebung seiner Kräfte und Stärkung der Nerven Bedacht nimmt.

Wollte Jemand der mittleren Zeit vorhalten, sie habe für die Vortheile des Badens und der Leibesübungen kein Verständniß gezeigt, so würde er starke Unkenntniß des Mittelalters verrathen, denn das heutige Turnen, ein Abquälen mit dem geduldigen Holze und jetzt gar der Rudersport reichen nicht heran an die ehemals allgemein geübten fünf volksthümlichen Leibesübungen: Laufen, Springen, Steinstoßen, Speerwerfen und vornehmlich das den ganzen Körper in Anspruch nehmende Ringen. [1])

1) Bintz, Die volksthümlichen Leibesübungen im Mittelalter. Hamburg 1879.

Kloſtergeſchichte nicht verſäumen, deſſen Erwähnung
Die Badeſtuben gehen demnach weiter zurück.

Das Benediktinerkloſter Seligenſtadt am M
1305 eine Badſtube auf. Abt, Prior und Conv
miethen nämlich 1305 einem Bürger Wigand, Ba
mittleren Theil der Badſtube, mediam partem stu
welchen das Kloſter vom Stadtpfarrer Hermann H
halten hatte.[1])

Die Geſchichte des ſchon genannten Stiftes
Philipp zu Zell berichtet, daß die Stiftsherren
1435 die Badſtube zu Zell in Beſtand gaben; die
mußten davon jährlich 2½ Pfund Heller und 2 ß
dem Stiftskapitel, und 10 Schillinge Heller dem Küſte
dieſelben erhielten außerdem einen Vorſchuß von 3
zur Errichtung einer neuen Badſtube.[2])

Die Benediktiner zu Neuſtadt am Main erw
als eifrige Schützer und Pfleger von Badeanſtalten,
aus den alten Inventarien ergibt. Darnach h
Kloſter Jahrhunderte lang bis auf die neuere Zeit ei
Badehaus zu Würzburg (im großen Willmuth, je
gaſſe) und zu Neuſtadt ſelbſt. Das Inventar v
zählt auf: 2 meſſingene Wannen mit zinnernen
1 kupferne Wanne, 1 meſſingenes Becklein, 5 Badgel
Holz, 1 großen Waſſerzuber. War dieſe Badeſtube
für den Kloſter-Bedarf berechnet, ſo konnten doch
ohne bei dringender Noth ſonſtige Kranke an de
thaten derſelben theilnehmen, zumal wir dieſelbe
Münſter, ſondern „beim Gaſthaus zum neuen Stab“ t

Reichs- und andere Städte blieben in der Er
von Badſtuben nicht zurück. Die Reichsſtadt Wi
am Neckar kann drei Badſtuben im 14. Jahrhund

1) Baur, Heſſiſche Urkk., I, 236.
2) Lehmann, Geſchichte des Stiftes, S. 27.
3) Link, Kloſterbuch der Diöceſe Würzburg, I, 291

[illegible]
[illegible] Jahre [illegible].

[illegible]

[illegible] der Rath eine [illegible] [illegible] die Bade [illegible] [illegible] sollen. [illegible] selben mögen am Dienstag, Donnerstag und Freitag [illegible] und halten, [illegible] Armen und [illegible] [illegible] mögen Gott zu Lobe und [illegible] zu Troste und allen gläubigen Seelen [illegible] zu [illegible] und Seligkeit [illegible] die Bade [illegible]. [illegible] welcher Bade[illegible] [illegible] wurde [illegible] dem Rathe, [illegible] des Bruches [illegible] Tag [illegible] Haltung [illegible]. Der Rath soll das Geld nehmen und geben [illegible] das Spital vor [illegible] und halb in das Siechhaus vor dem [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] LXXXIII.

Im Jahre [illegible] [illegible] wurde folgende lateinische Urkunde ausgestellt: „Wir Theoderich v. G. von Gottes Gnaden Landgraf von Thüringen, Markgraf der Ostmark und Lausitz, allen Christgläubigen beständiges Wachsthum des zeitlichen und ewigen Heiles. Damit die Nachkommen wissen, was durch die jetzt Lebenden geschieht, deshalb wünschen wir, daß alle Christgläubigen, die dieses Schreiben sehen oder lesen, erfahren, daß Johannes Auriga, Bürger von Leipzig, unser Getreuer und Geliebter, von Liebe geleitet wegen der Belohnung durch Gott, zum Lobe Gottes und zu Ehren seiner Mutter Maria, der glorreichen Jung-

1) Hessisches Archiv, II, 1, 11, 13. Glaier, über Seelenbäder das. VII, 437.

Friedrich d. W. ein Seelbad. — Noch 1534 stiftet ein Bürgermeister zu Penig in seinem Testamente ein Jahrgedächtniß und verordnet: die Altarleute sollten auf den Tag des Anniversars ein Seelbad bestellen und halten, wozu er noch insbesondere 30 Gulden vermachte.[1]

Zu Lößnitz im sächsischen Erzgebirge wird 1362 durch einen Ortsbürger ein viermaliges Seelbad gestiftet, welches Burggraf Meinher zu Meissen bestätigt. Als Zeugen unterschrieben Herr Heinrich Karad Pfarrer zu der Leßnitz, Deinhart der Alte und Andere.[2] — Im Jahre 1506 verkaufte der Rath zu Crimmitzschau seine Badestube.[3]

Vier jährliche Seelbäder werden noch 1532 zu Freiburg in Sachsen gestiftet. Der Bürgermeister dieser Stadt hatte dem Meister Hans Meissener, Bader itzundt zu Weissenfeld, die Badstuben zu Freiburg für 120 rheinische Gulden unter günstigen Bedingungen verkauft, wofür der Käufer vier Seelbad jährlich und ewiglich zu jeglicher Weihfasten eins inmaßen und wie vor alters gewest einheissen und nach Forderung der Billigkeit halten soll. Dafür soll ihm vom Rathe seine Gebühr gegeben werden.[4]

Im Jahre 1440 fand folgende interessante Stiftung statt. Die Wittwe Marg. Susbach kaufte um 200 Gulden 10 Gulden an Golde rheinisch jährliche Rente und Zinse (also 5 Prozent) auf dem Rathhause zu Halle und schenkte diese Rente dem Kloster St. Georg zu Glaucha vor Halle. Die Aebtissin nahm diese Rente an und verpflichtete sich auf Begehr der Schenkerin zur Abhaltung von vier Jahr

1) Alte Peniger Chronik in Weller, Altes a. allen Th. d. Geschichte, I, 565.

2) Schöttgen und Kreyßig, Nachlese I, 469; Oesfeld, Beschreibung einiger Städte im Erzgebirge, besond. Lößnitz, Halle, 1776 S. 186.

3) Das. III, 260.

4) Die Urkunde hierüber in M. Joh. Gottfried Leo disp. de balneis animarum oder von Seelenbädern 1720; Schöttgen und Kreyßig, Dipl. Nachlese II, 677.

Bädern, von Jacobus a Melle, Pastoris Lubecensis Mariani. Lubecae 1710. 8 Blätter in Quart. Der Verfasser, Pastor an der St. Marienkirche zu Lübeck, leider im lutherischen Pastorenstyl des vorigen Jahrhunderts über die Verdienstlichkeit derartiger Stiftungen spöttelnd, gibt Auszüge aus Testamenten in chronologischer Reihenfolge:

1356 Peter Slichterenne, Bürger von Lübeck: volo, ut pauperibus ad balneum V marce ministrentur.

1370 Johannes von Ghnoyen: cupio insuper, ut quinquaginta homines abluantur in balneo; auch sollen diese Fünfzig zur Erquickung erhalten eine Tonne Bier und jeder einen Weißpfennig.

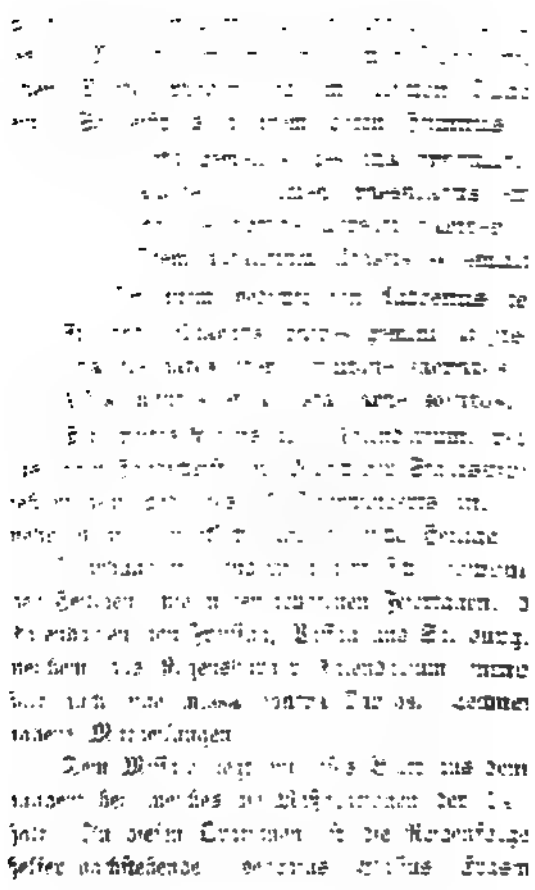
1373 Marg. Klingenberg Wwe.: item do XX marcas ad balneandum pauperes; ihr Ehegatte Johann hat 1376 ihr Wohnhaus zu einem Spitale hergegeben.

1375 Wulff Cremer: item volo, quod centum pauperes in salutem animae meae de bonis meis balneentur; auch von dieser ansehnlichen Schaar erhält jeder einen Heller, ut Deum orent pro me.

1376 Bertoldus de Quedelingborgh: item pauperibus hominibus do X marcas lub. ad balneandum et potandum.

1377 Hillegundis, Wittwe Heinrich Berenstert's: item communibus pauperibus, in plateis mendicantibus, do LX marcas, ipsis in calciis et vestibus, balneo, pane et cerevisia ministrandas, also für Schuhe und Kleider, Bad, Brot und Bier.

1383 Elis. Langen Ww., 12 Arme jeden Montag für ein ganzes Jahr. — 1385 Arnold Sparenberch 12 arme Lude jeden Samstag een Jare umme. — 1406 Marquard Volkerstorp 50 Mark to Bade armer Lude — 1413 trägt Nik. Dethert seiner Gattin auf, ein ganzes Jahr jeden Sonntag zu speisen und jeden Montag baden zu lassen, „umme Godes willen unde umme Salicheit willen unser Sele". — 1413 Nik. Blasholt stiftet 1 Mark ewig Geld,



Im unmittelbaren Anschlusse an die Kalendarien und ·rchenfeste der bayerischen Kirchenprovinz folgt bei Lechner S. 247 ff) ein Augsburger Kalendarium aus dem 13. bis 4. Jahrhundert, welches nur wenige Abweichungen gegen= ber den bayerischen Kalendarien zeigt. Es sind die Heiligen, elche mit der Afralegende in Verbindung stehen, nämlich: e hl. Afra selbst, die hl. Hilaria, Eunomia und Genossinen, er hl. Narzissus, endlich ein hl. Afer, der aber nur auf einer erwechslung mit einem Doppelfeste der hl. Afra beruht, wie r. Lechner wahrscheinlich macht. Die hl. Sulpicius bis ervilian kamen aus Ellwangen, wo ihre Gebeine ruhten, in ie Augsburger Heiligenfeste. Abweichend von den bayerischen alendarien wurde in Augsburg auch im Mittelalter schon die l. Kaiserin Adelheid († 999) verehrt. Sie war eine Wohl= häterin der Diöceſe Augsburg, indem sie für den Dom chenkungen machte.[1])

Den Schluß im Lechner'schen Werke bildet ein Kloster= alendarium aus dem 12. oder 13. Jahrhundert, welches zwar icht der altbayerischen Kirchenprovinz, sondern der Diöceſe Würzburg angehört, aber als Bild eines klösterlichen Fest= alenders von höchstem Interesse ist. Dieses Kalendarium enthält ereits auf jeden Tag einen oder mehrere Heilige, und wurde as Vorbild für die heutigen Volkskalender und für die Heiligen= erzeichnisse des hundertjährigen Kalenders. Was der Heraus= eber hierüber an Belegen beibringt, ist höchst beachtenswerth.

Lechner's Kirchenfeste und Kalendarien verdienen die vollste ufmerksamkeit Aller, welche mit der Kirchengeschichte, mit der ntwicklung des Kirchenjahres, mit den Fragen der Liturgie nd der Heiligenverehrung sich beschäftigen. Auch für den ulturhistoriker bietet das Buch eine wahre Fundgrube. Auf olche feste Grundlage, wie es hier geschehen ist, muß durch Mittheilung offizieller Aktenstücke, namentlich der Kalendarien er Kathedralkirchen, die Geschichte des Kirchenjahres, sowie ie Geschichte der Heiligenverehrung gestellt werden, wenn die

1) Vgl. Hoeynk, Geschichte der kirchlichen Liturgie des Bisthums Augsburg, S. 284.

partei zu schaffen, mit der einzigen Aufgabe des Kampfes gegen die Socialdemokratie. Wenn das Centrum in diese Phalanx sich einstellen ließe, so würde man ihm gern das Prädikat „staatserhaltend“ auch an Stellen verleihen, wo man nicht selten den „Ultramontanismus“ als gefährlicher bezeichnet hat denn die Socialdemokratie. Und der ruhige Bürger hört so etwas gerne; er merkt das „Bissel Falschheit“ nicht, welches dabei ist, und die Socialdemokratie mag er nicht leiden. Aber jene allgemeine „Ordnungspartei“ würde als die mächtigste Förderin der Socialdemokratie sich erweisen. Der Kampf, den sie führen könnte, bestände doch nur in einem mechanischen Zurückdrängen, in der Entziehung einiger Mandate; von einer innerlichen Ueberwindung wäre gar keine Rede und die letzten Dinge würden ärger als die ersten sein, weil die positive Reformarbeit bei einer solchen Coalition naturnothwendig zu kurz käme. Hier ist eine Gefahr, auf welche nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden kann. Die erste Bedingung für die unverminderte Bedeutung des Centrums ist seine Einheit und Geschlossenheit, die zweite seine Selbständigkeit nach rechts wie nach links.

Die parlamentarischen Arbeiten beginnen nun wieder Die Gedanken, welche ich im Vorstehenden niedergelegt habe, entsprechen den Anschauungen, wie sie Windthorst bezüglich der Aufgabe und der Zukunft des Centrums hegte.

Vom Rhein. Im November.

LXXIV.

Cardinal Maury: zum deutschen Nuntiaturstreit.[1])

Die Memoiren des berühmten Cardinals Maury, der sich durch sein mannhaftes Eintreten für die Sache der Kirche und des Königthums, durch seine Beredsamkeit, welche an Mark und ächtem Pathos jene Mirabeau's um Vieles übertraf, Ruhm erwarb, und welcher am Ende einer überaus glänzenden Laufbahn schließlich den Lockungen des Nationalismus unterlag, die ihm vom Kaiser Napoleon dargeboten wurden: diese Memoiren sind im Laufe dieses Jahres in zwei Bänden erschienen. Sie bilden eine höchst beachtenswerthe Bereicherung der Geschichtsliteratur. Der Cardinal Maury spielt für jeden Sohn der Kirche, dessen Herz für ihre Größe glüht, eine bedeutende Figur. Sein Abfall von der Sache ihres Oberhauptes bleibt tief bedauerlich, aber die Verirrung ist ihm von Papst und Kirche verziehen worden, denn er hat, als die Versuchung vorüber war und als ihm die Erkenntniß aufging, nicht geſäumt, Buße zu thun und das Aergerniß gut zu machen. Angesichts des Großen, das er Kirche und Papst und seinem Vaterland geleistet hat, haben wir in unserer Zeit am wenigsten Anlaß,

1. Correspondance Diplomatique et Mémoires inédits du Cardinal Maury 1792—1817 Annotés et publiés par Monsgr Ricard etc. Deux volumes. Société de Saint Augustin Lille 1891.

strenge Richter zu sein über ihn, vielmehr steht es dem Zeitgenossen besser an, zu beten: ne nos inducas in tentationem. Denn der Irrthum Maury's, der Schatten, der auf seinem leuchtenden Schild ruht, war aus dem Nationalismus geboren worden, in den Stunden, in denen er mehr Franzose als Katholik zu sein schien. Viel eher, als tadeln, ziemt es uns, an seinem Beispiel eine Lehre und Warnung zu nehmen und auf der Hut unseres eigenen Sinnes zu sein.

Als die Versuchung an Maury herantrat, da hatte sich Frankreich aus dem Staube erhoben. Der es zur Größe und zum Ruhm geführt hatte, es erhoben hatte über alle Völker, im Sonnenglanz des Ruhmes stehend, hatte sich vorgenommen, alle Parteien im Lande zu versöhnen. Er unterdrückte die revolutionären Elemente und linderte die Fesseln der Kirche. Mit dem Appell an die Vaterlandsliebe begann er sein Werk. Dieser Lockung ist Maury vorübergehend unterlegen. Nehme die Memoiren des Cardinals zur Hand, wer sich über diese Gefahren und Versuchungen Belehrung und Erleuchtung holen will.

Wir wollen aber in dem beschränkten Raum dieses Aufsatzes nur auf einige Berichte über die Thätigkeit Maury's in Deutschland uns beschränken.

Am 1. Mai 1792, am Feste der Apostel Philippus und Jakobus, wurde der Abbé Jean-Sifrein Maury von Papst Pius VI. zum Erzbischof von Nicäa in partibus ernannt. Am 17. Mai schrieb der Papst an Se. apostolische Majestät Franz II., König von Ungarn und Böhmen, der im Begriffe stand, sich an den Reichstag nach Frankfurt a. M. zu begeben, um dort sich mit der Kaiserwürde zu bekleiden. In diesem Briefe zeigte der Papst dem König an, daß der Erzbischof Maury den hl. Stuhl bei jener Feier vertreten würde. Aehnliche Breves ergingen an den Kurfürsten von Bayern, den Bischof von Speyer, die Kurfürsten von Köln, von Mainz, Trier, Sachsen u. s. w.

sich bei mir entschuldigen, daß er mich nicht zum Diner eingeladen habe, weil er seit vierzehn Tagen sein Haus geschlossen habe, um nicht verpflichtet zu sein, den constitutionellen Gesandten Frankreichs einzuladen, der soeben an seinem Hofe angelangt sei."

„Ich bemerkte, daß er es vermied, zu mir von unseren Angelegenheiten zu sprechen. Um ihn unmerklich dazu zu bewegen, sagte ich ihm, daß ich von den Befehlen unterrichtet sei, welche er kürzlich seinem Vikariat in Worms gab, bezüglich der Abstinenz-Dispense für Freitag, Samstag und die Charwoche, und daß ich Se. Heiligkeit davon unterrichten würde, welche davon gewiß sehr befriedigt sein würde. Er antwortete mir, daß es immer unendlich schmeichelhaft für ihn sein würde, die Zufriedenheit seines Oberhaupts zu verdienen und zu erlangen. Er fügte hinzu: Ich kann mich wegen dieser Art von Dispensen nicht schwierig machen. Als der hl. Bonifazius nach Deutschland kam, den Glauben zu predigen, war das Abstinenz-Gebot zunächst das größte Hinderniß, das er zu überwinden hatte. Die Deutschen sind in diesem Punkt nicht leicht zu behandeln; aber ich will, daß man meine Erlaubniß erhole, um Fleisch zu essen, und ich gewähre dieselbe nur im einzelnen Fall und auf berechtigte Gründe hin. Ich antwortete ihm: Ew. kurfürstliche Hoheit haben durchaus Recht, diese Linie der Unterscheidung zwischen Katholiken und Protestanten nicht zu verwischen. Wenn es keine Katholiken in Deutschland gäbe, würde es bald keine geistlichen Kurfürsten mehr geben. Der Erzbischof von Salzburg hat nicht dieselbe Weisheit besessen: er hat das Abstinenz-Gebot aufgegeben, als ob ein einzelner Bischof ein allgemeines Gesetz der Kirche aufheben könnte. Das ist ein unhaltbarer Anspruch, dem man nur auf dem Emser-Congreß begegnet. Er antwortete mir: Von was sprechen Sie da? Der Erzbischof von Salzburg ist ein Narr und der Emser-Congreß ist ein Haufen Dummheiten. — Ich beglückwünschte ihn zu diesem Glaubensbekenntniß und sagte, daß ich den Papst darüber nicht in Unwissenheit lassen würde."

„Er erging sich darauf in Lobeserhebungen Sr. Heiligkeit, sagte, daß er unendliches Mitgefühl für ihn hege, fragte nach neuen Nachrichten über seine Gesundheit und sagte, daß ohne

die Nuntiatur in München das gute Ei
Deutschland und dem Römischen Hofe nie
wäre; er sei aber namentlich betroffen g
der Papst eine vertrauliche Mittheilung er
ihm gemacht habe und welche dahin lautet
in München die deutschen Publicisten alar
Ursprungs und der Rechte der Nuntiatu
Streit weit führen könnte. Ich antwortet
daß das Geheimniß, von dem er spreche, d
Hof verrathen worden sei, und daß Se.
Werk über die Nuntiaturen Sorge getrage
daß dieselbe niemals von dieser geheimen C
hätte, wenn sie nicht zuerst durch die Zei
in ganz Deutschland veröffentlicht worden
ihn dann auf den 14 Artikel der Capitula
nicht zu vertheidigen versuchte: ich bat ihn be
sein, um dessen Auslassung zu erlangen.
daß die Capitulation nicht discutirt werde
alle Höfe seit über einem Monat überein
in Bezug darauf keine Aenderung zu mache
in endlose Discussionen zu stürzen, in eine
das allgemeine Wohl verlange, dem Reich
ein Oberhaupt zu geben. Er bemerkte,
Kurfürstenthümer, an der Grenze Frankreichs
einer Invasion ausgesetzt wären und daß
sei zu streiten, wenn man kämpfen müsse.
Besorgnisse und seine Ungeduld zu verberge
daß der 14. Artikel der Capitulation ein A
Römischen Hofe nicht verhindere und daß
Hand dazu gebe, wenn man im guten
handeln wolle."

zu zeigen, und es schien mir, daß er immer mit Aufrichtigkeit sprach. Sein natürlicher Stolz hält die Heuchelei von ihm fern."

Rheinabwärts fahrend, hielt Maury in Bingen an, wo er mit dem Prinzen Condé zu Abend aß. In Trier scheint die Unterhaltung mit dem Bischof keinen Anlaß zu besonderer Berichterstattung geboten zu haben. In Bonn traf Maury mit dem Kurfürsten von Köln zusammen.

„Bei meiner Ankunft erwies man mir am Thor militärische Ehren, und ich warteteungefähr eine Minute, bevor ich in den Audienzsaal geführt wurde, wo ich mich dem Kurfürsten gegenüber fand. Der Fürst war schwarz gekleidet, sehr geistlich, mit einem großen Trauermantel.[1]) Als ich ihn genügend und günstig vorbereitet glaubte, sagte ich ihm, daß ich für den hl. Stuhl und die Kirche alle Empfindungen der Dankbarkeit erbitte, welche er mir ausgesprochen habe. Sein Gesicht erheiterte sich, indem er mir sagte, daß er nichts Besseres verl ange. Wir sind nicht im Stande zu discutiren, fügte er hinzu, wir müssen alle unsere Streitigkeiten an den Nagel hängen. Wenn die Sachen auf dem Fuß bleiben, wo sie jetzt sind, antwortete ich, so werden es nicht mehr unsere Streitigkeiten sein, es werden die Rechte des hl. Stuhles sein, die an den Nagel gehängt werden. Das einzige Mittel, unsere Differenzen zu vertagen, wäre, die Dinge vorläufig wieder auf den alten Fuß zu bringen. Er antwortete, daß es ihm sehr angenehm sein würde, alle diese Debatten zu beenden."

„Ich brachte alsdann den Art. 14 der Capitulation auf das Tapet. Er antwortete, daß es ihm unter den Umständen unmöglich sei, über irgend etwas zu discutiren, daß es sich inmitten von Kanonenkugeln schlecht argumentire, und daß man sich mit dem Papste einigen müsse; daß die Nuntiatur in München der Apfel der Zwietracht gewesen sei, und daß man sich verständigen könne, indem man sich um die Freiheiten der gallikanischen Kirche schaare."

---

1) Maury schildert dann, wie der Kurfürst nach den Angelegenheiten Frankreichs fragte und wie er ihm für die Dienste dankte, die er der Königin von Frankreich, seiner Schwester, erwiesen.

Maury behandelt das Thema eingehend und fährt dann fort: „Der Kurfürst von Köln vernahm die Entwicklung dieser Principien ersichtlich mit Interesse und Befriedigung. Es ist unmöglich, verständiger, gemäßigter, friedlicher und katholischer zu sein, als er in dieser Unterhaltung erschien. Er sprach immer als Bischof, als ergebener Sohn des hl. Stuhles, und ich kam nicht von dem Erstaunen zurück bei ihm so unerwartete Dispositionen anzutreffen. Er sprach mit der größten Verachtung vom Emser Congreß und vom Erzbischof von Salzburg, wie ein Mann, der durchaus nicht gemeinsame Sache mit ihm machen will."

Um die vorstehenden Mittheilungen Maury's ganz zu verstehen, muß man sich Folgendes vergegenwärtigen. Der Josephinismus und andere Verwicklungen hatten damals Deutschland mit einem Schisma bedroht. Der Kölner Sprengel war längst gefährdet; zwei seiner Erzbischöfe hatten nacheinander die neue Lehre begünstigt. Der Eine davon hatte sich verheirathet und die Häresie öffentlich angenommen und in seiner Diöcese auszubreiten gesucht. In dieser Gefahr sammelten sich die Katholiken um die Nuntien und deßhalb wurde eine Nuntiatur in Köln eingerichtet. Joseph II., unter dem hinfälligen Vorwand, daß diese Jurisdiktion eine Usurpation sei, unterdrückte sie aus eigener Machtvollkommenheit und verfolgte die Nuntiaturen. Die Veranlassung des Streites war die Sendung eines Nuntius nach München, was zur Errichtung einer neuen Nuntiatur führte, die zum Theil aus der von Köln und der von Luzern gebildet wurde, auf Verlangen des Kurfürsten von Bayern.

Der Kurfürst von Köln, Bruder Joseph's II., erhob das Banner des Aufruhrs, indem er sich weigerte, den Nuntius Pacca zu empfangen. Ihm folgten die Kurfürsten von Trier und Mainz, mächtig unterstützt durch den Erzbischof von Salzburg. So kam der Emser Congreß.

Nach dem Tode Joseph's II. suchte sein Bruder Leopold II. die Mißgriffe desselben zum Theil gut zu machen; aber auf

LXXV.

Zeitläufe.

Die jüngsten Congresse der Socialdemokratie, der Parteitag zu Erfurt insbesondere.

Den 25. November 1891.

Innerhalb der letzten zwei Herbstmonate hat die Socialdemokratie zwei große Congresse abgehalten: einen internationalen in Brüssel und den zweiten deutschen Parteitag, öffentlich seit dem Erlöschen des Socialistengesetzes, in Erfurt. Wochenlang haben die Zeitungen ihre Spalten mit Berichten und Besprechungen über dieses Auftreten einer Bewegung gefüllt, über die man vor 25 Jahren noch vornehm die Achseln gezuckt hat als einen Sturm „im Glase Wasser". Und nun hat kein deutscher Landtag mehr so allgemeines Interesse wachgerufen, wie diese Versammlungen, insbesondere die Tage in Erfurt, und nur wenige Reichstagssitzungen haben solche Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Bald dürften auch die hervorragendsten parlamentarischen Talente dort zu suchen seyn, und unfraglich erscheint die deutsche Socialdemokratie nicht nur als die größte und in unberechenbarem Wachsthum begriffene, sondern auch als die lebendigste Partei, während die alten politischen Parteien mehr oder weniger an Zersetzung leiden, und namentlich der Bourgeois-Liberalismus bereits bis in's innerste Mark verstumpft ist.

Wenn derselbe es absichtlich darauf angelegt hätte, seine vollendete Ohnmacht im Vergleich zu dem socialdemokratischen Congreß zu Brüssel vor aller Welt aufzudecken, so hätte er nichts Besseres thun können, als sich durch Mitglieder deutscher Parlamente bei der „interparlamentarischen Friedensconferenz" in Rom vertreten zu lassen. Wie klüglich hätten die Herren da gegenüber den heimrückischen Anzapfungen der Italiener und Franzosen: „Gebt uns erst heraus was Ihr uns genommen habt!" Und schließlich war denn auch das Ergebniß des ganzen geräuschvollen Zusammenstrus der liberalen Vertreter gleich Null. Wie ganz anders in Brüssel! Obwohl auf den Nationalismus insoweit Rücksicht genommen wurde, daß nach Nationen abgestimmt worden ist, so gab es doch keine gegenseitigen Vorwürfe, und wenn auch der überwiegende Einfluß der Deutschen an der Seite der Engländer die Franzosen einigermaßen empfindlich machte, so einigte man sich doch schließlich zu praktischen Ergebnissen. Ja, in der Militärfrage standen die Deutschen sogar mit den Franzosen zusammen, also die beiden großen Nationen, bei denen die allgemeine Wehrpflicht zu Recht besteht, gegenüber den Holländern, die davon noch verschont waren, und den Engländern, welche ihre Soldaten kaufen.

Auch über die so kitzlichen Fragen wegen des Militarismus und eines etwa ausbrechenden Weltkriegs ist der Congreß verständnißinnig hinübergekommen: mit der Beseitigung des Classenstaats falle der Militarismus von selbst und die Verantwortlichkeit für das Kriegsunglück, das nur durch die Verbreitung der Socialdemokratie verhindert werden könnte, stehe den herrschenden Parteien zu. Man könnte fast meinen, der Holländer Nieuwenhuis sei zu seinem vielbesprochenen Antrage insgeheim angestiftet worden, um den Vorwand zu einer näheren Erörterung darzubieten. Dieser bekannte Querkopf, ehemals calvinischer Prediger, übrigens ein sehr reicher Mann, beantragte nämlich zu beschließen: wenn bei Kriegsausbruch die Arbeiterschaft zum Dienste einberufen

werde, so solle sie den Eintritt verweigern. Liebknecht fiel furchtbar über den armen Holländer her, aber er meinte doch: „Es gibt Dinge, die man wohl thut, aber nicht sagt". Und Hr. Singer, der jüdische Präsident beider Congresse, erklärte in seinem Referat: „In Deutschland diskutire man nicht einen Antrag, wie Nieuwenhuis ihn gestellt habe, sondern, wenn man die Ausführung desselben für möglich halte, wende man das Verfahren an". Ebenso erklärte Bebel nachher in Rixdorf: „Was zu geschehen habe, wenn der Krieg den Krach der Bourgeoisie herbeigeführt, darüber wolle er sich nicht weiter verbreiten". Die Beifallssalven bezeugten, daß man sich das Alles richtig in's Deutsche übertragen habe: „Die Ideen von Nieuwenhuis sind gar nicht uneben; aber warum jetzt damit die Patrioten und die Spießbürger vor den Kopf stoßen? Das macht nur unnützen Lärm und nützt augenblicklich gar nichts. Hätten wir das Vergnügen, daß die deutschen Truppen geschlagen würden, dann bedürfte es keiner großen Courage und würde nicht gefährlich seyn, die rothe Fahne der Revolution zu entfalten". [1])

Was die „Anarchisten" auf dem socialen, das sind die sogenannten „Irredentisten" auf dem politischen Gebiete. Dieser ihrer Anarchisten vermochten die liberalen Vertreter bei der Friedensconferenz in Rom nicht los zu werden; und die Versammlung stach mit der Stange im Nebel herum vom Anfang bis zum Ende. Die Socialdemokraten auf dem Congreß zu Brüssel hingegen beförderten ihre Anarchisten noch flinker, als vordem in Paris, zur Thüre hinaus, und sie widmeten sich nüchterner praktischen Arbeit. In Paris waren noch sowohl die Franzosen, als die Engländer in die zwei Richtungen getheilt, die man als die der Realisten und die der Idealisten bezeichnen kann; erstere waren im Congreß weggeblieben. In Brüssel waren beide Richtungen

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 16. September d. Js.

Lokalorganisationen leicht beizubringen, daß sie versumpfen würden, wenn sie nicht auch politisch sich geltend machen würden; die „Vorschule" war dann fertig und die docirte Politik war natürlich die socialdemokratische.[1]) So münden denn alle diese Nebenflüsse und Bäche in den Hauptstrom ein. Es ist ganz erstaunlich, in dem Berliner „Vorwärts" diesen Proceß zu beobachten. Wenn dieses junge Blatt mit seinen Beilagen ungefähr dreimal so viel Druckquantum enthält, wie vor 25 Jahren das berühmte Weltblatt in Augsburg, so kommt das hauptsächlich von den zahllosen Anzeigen und Berichten über Gewerkschafts-Versammlungen her. Bei uns im Reich haben sie jüngst in Bremen und Osnabrück gemeinsam imposante Heerschau gehalten, in Brüssel haben sich neben den Verbänden der Bergleute und der Metallarbeiter auch gleich vier weitere internationalisirt. Ohne Zweifel sind die Gewerkschaften unter socialdemokratischer Führung die größte Gefahr. „Die höchste Beachtung fordert allenthalben die Gewerkschaftsbewegung heraus": sagt das preußisch-conservative Hauptorgan, und es fügt seufzend hinzu: „Und die Führung überläßt man, ohne auch nur einen Gegenversuch zu machen, den Socialdemokraten!"[2])

---

1) Hrn. Bebel's Aufruf zu Erfurt sollte unvergessen bleiben: „Wenn wir die Massen haben wollen, dann können wir der gewerkschaftlichen Bewegung nicht entrathen. In den Gewerkschaften müssen die Arbeiter zum Classenkampf erzogen werden. Wenn wir den Arbeitern bloß mit unseren letzten Zielen kommen, dann werden wir die Massen niemals gewinnen. Viele Arbeiter würden sich sagen: wenn uns weiter nichts geboten wird, als ein Ziel, das wir doch nicht erleben, dann fällt es uns nicht ein, dafür zu arbeiten. Wir müssen es so machen, wie der Teufel, der, wenn er erst den Finger hat, sehr bald auch den ganzen Menschen hat."

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 16. Oktober ds. Js. — „Kölnische Volkszeitung" vom 9. Oktober ds. Js.

Ja, man ist auch von dem bloßen Gedanken an e
solchen Versuch nirgends weiter entfernt, als gerade in
deutschen Reich:

„Selbst in dem katholischen Vereinsleben haben wir e
Vereinigung, wie sie der französische „Oeuvre" biete
Vereinigung von Arbeitgebern und Arbeitern nicht aufzuw
Außerhalb dieses Vereinslebens dehnt sich in unabsehba
Weiten ein ganz entgegengesetztes Vereinsleben aus; in jed
Richtung bewegt sich auch die Gewerkschaftsbewegu
die, mehr und mehr mit den socialistischen Ideen sich dur
dringend, zweifellos nach der auf dem Brüsseler internation
Socialistencongreß (August d. J.) ausgegebenen Parole
mächtigste Organ des Classenkampfes werden wird, dadu
daß die Vereinigung der Arbeiter eines und desselben Gewe
den Arbeitgebern desselben Gewerkes große Coalitio
entgegenstellen wird. Der vollendete Uebergang der Gew
schaftsbewegung in das socialistische Lager bedeutet die Ue
führung des socialistisch organisirten Classenkampfes und Cla
hasses in jedes noch so kleine Gewerk, den Kampf auf L
und Tod." [1])

Eine corporative Gestaltung des Arbeitslebens d
gesetzlich geschützte und geförderte autonome Verbind
zwischen Arbeitgebern und Arbeitern: das meinte Papst
mit den Worten seiner berühmten Encyklika: „Es ist n
wendig, das Corporationswesen unter Beibehaltung des al
Geistes, der es belebte, den Bedürfnissen der Gegenw
anzupassen." Ja, aber wo ist dieser belebende alte Ge
wo ist er insbesondere im protestantisirten Deutschlan
Allerdings ist in der berühmten Botschaft, welche Fü
Bismarck am 17. November 1881 den greisen Kaiser unt
schreiben ließ, das „christliche Volksleben" als Grundl
der Reform zu Hülfe gerufen; als aber jüngst in Preuß
eine neue amtliche Ausgabe des Seminarlesebuchs erschi

1) „Christlich-sociale Blätter". 1891. Heft 19, Seite 3

fehlten in dem Abdruck der Botschaft diese Worte. Es war eine thatsächlich nur allzu sehr begründete Correktur, die man hintennach als einen Druckfehler entschuldigte. „Druckfehler!“ Ist es wahr oder nicht? „Nicht um Haaresbreite weicht der preußisch-deutsche Staatssocialismus aus dem geheiligten Bezirke der capitalistischen Wirthschaftsverfassung, er strebt vielmehr, diese zu festigen und zu kräftigen. Was will der Staatssocialismus? Das bureaukratisch geregelte, Alles erfassende und dirigirende Bourgeoisregiment, aufgebaut auf die Lohnknechtschaft der Arbeiterclasse. Die Arbeiterclasse soll ihrer Selbständigkeit beraubt, sie soll an den Staatskarren angeschmiedet, und zum Lohne dafür vielleicht ein Bischen besser gefüttert werden.“ [1]) Von dem Streben nach Wiederbringung eines „Arbeiterstandes“ will man da ebensowenig wissen, wie die Socialdemokratie in einem solchen „Stande“ eine Lebensgefahr erblicken würde. So berühren sich die Extreme.

Um die Frage, wie die Gewerkschaftsbewegung am sichersten unter die ausschließliche Führung der Partei zu bringen und darin festzuhalten sei, handelte es sich im tiefsten Grunde auch bei den heftigen Zusammenstößen auf dem Tage zu Erfurt. Kurzweg kann man allerdings sagen: „um die Taktik“. Zwischen den „Jungen“ und der „fraktionstreuen Hurrah-Canaille“, um den Ausdruck des oppositionellen Berliner Wochenblatts zu gebrauchen,[2]) wirkten freilich persönliche Eifersucht und Gehässigkeit in einem Maße mit, daß es zum Bruche kommen mußte.[3]) Aber es wäre doch ein Boden zur Einigung gegeben gewesen. Sachlich hielten die „Jungen“ daran fest: wenn die Möglichkeit vor-

---

1) Berliner „Vorwärts“ vom 3. November ds. Js.

2) Und „das schreibt ein Blatt, das sich Partei-Organ nennt“: sagte der „Vorwärts“ vom 1. November.

3) Unter Anderem behauptete ein Führer der „Jungen“ in öffentlicher Sitzung zu Erfurt: „der Geldsack des Hrn. Singer habe die ganze Partei corrumpirt“.

dem Tag von Halle zurück. Aber der Redekampf zwischen Bebel und Vollmar war nicht nur der Glanzpunkt der Verhandlung, sondern er deckte auch einen Grund der gegensätzlichen Anschauungen auf, der bisher nicht hervorgetreten war. Ein alter Kammerstenograph, der im Reichstag und Landtag schon manchen Sturm mitgemacht, schrieb aus Erfurt nach Berlin: „Das Duell Vollmar-Bebel war das spannendste Schauspiel, dem ich je beigewohnt, der Berliner Oppositionsrummel war vollständig zurückgetreten". Die mehrstündigen Reden der beiden Männer drehten sich aber nicht etwa um den „Zukunftsstaat", sondern um die brennende Frage: wird's bald Krieg geben oder nicht? Bebel rechnet darauf und wünscht ihn herbei; Vollmar fürchtet den Krieg wegen seiner Folgen für die Partei; und weil er glaubt, daß der Dreibund das Unglück hintanhalten könne, darum, und nicht als Nationalitätsschwärmer, hat er in seiner zur Verantwortung gezogenen Münchener Rede sich für das Bündniß ausgesprochen, und er that es jetzt wieder.

Allerdings bedurfte der Münchener Abgeordnete eines dringenden Motivs für seinen Frontwechsel. Nicht nur die „Jungen" hielten ihm vor, daß er noch in Halle von der Opposition als ihr Schirmherr verehrt worden sei, und in ganz Europa als der Radikalste der Radikalen gegolten habe, während er jetzt als Socialdemokrat in Escarpins und Schnallenschuhen auftrete, und als „Gemäßigter für eine biedere Arbeiterpartei sich erwärme". Vergebens betheuerte er, daß ihm ja das Ziel der Socialdemokratie so heilig sei wie Allen, er wurde geradezu als Ueberläufer zur Bourgeoisie verdächtigt. Hr. Bebel wies leicht verständlich auf die reiche Heirath Vollmars mit einer Schwedin hin mit den Worten: „Der Satte hat eben Zeit, langsam, es eilt nicht; die Massen aber sind ungeduldig." Selbst aus Münchener Kreisen wurde ein Brief herumgereicht: „Vollmar habe kein praktisches Verständniß mehr für die Lage, weil er selbst im dicksten Fette schwimme und seine Krüppel-

haftigkeit ihn einseitig gemacht habe." Nichteinmal die Delegirten aus München, Schuster und Schneider, standen zu ihm, als er in diesem seinem Reichstags-Wahlbezirk sein Referat erstattete. Sie hatten das Liebknecht'sche Wort aus Erfurt mitgebracht: Vollmar wolle eine social-nationalliberale Reformpartei gründen: „wir aber wollen nicht unser Endziel auf hundert und tausend Jahre verschieben". [1])

„Ich glaube nicht an ein nahes tausendjähriges Reich, aber an einen baldigen Normal-Arbeitstag (den Achtstunden-Tag) glaube ich": sagte Hr. von Vollmar. Anstatt auf Eventualitäten zu rechnen, welche vielleicht niemals eintreten und, wenn sie einträten, ganz andere als die erträumten Wirkungen haben würden, sei das Erste und Wichtigste die fortschreitende Eroberung der politischen Macht, ohne daß über diesem politischen Handeln die Endziele der Partei zu vergessen seien. Unter Anderm citirte der Redner einen Ausspruch von Marx: „Die Wiedergeburt des englischen Proletariats geht Hand in Hand mit der englischen Fabrikakte." Augenscheinlich hatte er bei seiner Auffassung den großen Aufschwung des Gewerkschaftswesens im Sinne, und gerade darum schien sie der Parteileitung so überaus gefährlich. Denn „alle die Massen", wie einer der berichterstattenden Delegirten erklärte, „die in den letzten Jahren in die Arbeiterbewegung eingetreten und die großentheils erst anfangen, sich in den Gewerkschaften zurechtzufinden, haben zunächst für die reinpraktische Thätigkeit in den Vertretungskörpern, die sich auf die nächsten und dringendsten Dinge concentrirt, mehr Verständniß, als für unsere großen Ziele." [1])

Daher die schwere Sorge der Parteileitung und Bebels insbesondere, daß die Empfänglichkeit der Arbeitermassen für

---

1) Berliner „Germania" vom 22. Oktober; „Augsburger Postzeitung" vom 30. Oktober d. Js.

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 6. November d. Js.

die „großen" Ziele in's Abnehmen gerathen könnte. Herr Bebel witterte sogar Gefahr auf Verzug: die Versumpfung. „Nein", sagte er, „wir wollen schnell, so schnell als möglich vorwärts gehen, damit wir so schnell als möglich zum Ziele kommen. Wenn wir den Arbeitern sagen wollten: die Endziele liegen noch in nebelhafter Ferne, womit wollten wir denn die Massen begeistern? Ich bin überzeugt, die Massen liefen uns aus den Versammlungen hinaus." Die Begeisterung sei das Rückgrat der Partei; Vollmar aber nannte diese Art des Begeisterns den „Optimismus eines verzückten Ekstatikers". Insbesondere heiße es die Partei als Träger der Kriegslust in's Geschrei bringen, wenn man fort und fort sage, der Krieg sei der Freiheitsbringer, der Erlöser; so popularisire man den Krieg. An diesem Punkte nahm Hr. von Vollmar seinen Gegner am schärfsten in's Examen:

„Bebel wirft mir vor, ich hätte den ungeschicktesten Zeitpunkt gewählt. Das ist es. Von verschiedenen Seiten, auch von Bebel, wird neuerdings mit steigender Begeisterung vorgetragen, das Ziel der entgültigen Erreichung sei unerwartet nahegerückt, in einem Weltkrieg werde die alte Gesellschaft verbluten; Bankerott, Katastrophe, großer Kladderadatsch stehe bevor, wie Bebel sagt, indem er hinzufügt: dann machen wir reinen Tisch. Erst gestern ist er wieder in stürmischer Weise damit hier aufgetreten. Das Prophetenthum ist jetzt Mode. Von London aus (Engels) ist genau sogar der Zeitpunkt auf 1898 festgesetzt worden. Ich weiß nicht, ob auch Tag und Datum angegeben wird; aber ich weiß, es gibt Leute in der Partei, die denken, das sei noch zu entfernt, sie meinen 1893, vielleicht sogar 1892."

„Bebel ist sehr verkehrt vorgegangen. Wenn man fortwährend die Unabwendbarkeit des Kriegs predigt und hinzufügt, daß dies der letzte Krieg sein und dann das tausendjährige Reich folgen werde, dann kann das leicht bei den Massen Ungeduld erwecken und den Wunsch, sich lieber ein Mal ordentlich herumzuhauen, als noch zu warten auf die Erlösung von dem Elend. Auch rechnen die Herren hartnäckig nur mit

Massen aussieht, darüber hat die Sitzung des Parteitags vom 19. Oktober einen bedeutsamen Beleg geliefert. „Dr. Wille (von den Berliner Jungen) spricht vor einer Versammlung von 5000 Personen und es wird ihm zugejubelt; acht Tage später spricht Bebel vor einer von 6000 Personen besuchten Berliner Versammlung und es wird ihm ebenfalls zugejubelt; ähnlich ist es in Magdeburg gewesen:" so klagte Vollmar. In Erfurt sprach Bebel unter rauschendem Beifall gegen Vollmar, und als er eine „ehrliche" Abstimmung in diesem Sinne verlangte, bemerkte er: „Ich verlange das umsomehr, als Sie am vergangenen Sonnabend den Ausführungen Vollmars einen größern Beifall gezollt haben, als ich erwartet hatte." Anstatt dessen wurde die gegen Vollmar zugespitzte Resolution — zurückgezogen! Wo mangelt es da noch an „revolutionirten Köpfen" und der entsprechenden Begriffsverwirrung?

Seitdem hat die hohe Bourgeoisie, von Berlin ausgehend, den unerschöpflichsten Stoff zur Predigt gegen den „capitalistischen Classenstaat" geliefert. Wird es ein Unterschied seyn, ob Bebel oder Vollmar oder Wille auf ihren Kanzeln über solche Zeichen der Zeit Missionsreden halten?

LXXVI.

Der heilige Kreuzweg.

Eine schöne und schätzbare Vereinsgabe hat der christliche Kunstverein der Diöcese Rottenburg, beziehungsweise dessen Vorstand Professor Dr. Keppler in Tübingen, seinen Mitgliedern für das Jahr 1891 gegeben: die 14 Stationen des Kreuzweges mit einleitendem und erläuterndem Text.[1]) Die vorzüglich in Lichtdruck wiedergegebenen Stationsbilder der Beuroner Künstler erscheinen in Quersolio-Blättern, der begleitende Text in einem separaten Oktavbändchen.[2]) Letzterer namentlich interessirte uns in erster Linie, denn er bietet uns, so knapp und concis er auch gehalten ist (67 Seiten), in den drei Kapiteln: 1) die Geschichte des Kreuzweges; 2) die Kreuzwegandacht und die bildende Kunst und 3) die Stationsbilder der Beuroner Malerschule in der Marienkirche zu Stuttgart — viel des Interessanten und Belehrenden über Entstehung und Geschichte des heutigen Kreuzweges. Es dürfte den Lesern dieser Blätter nicht unerwünscht sein, über die wichtigsten Punkte dieser kunst- und culturgeschichtlichen Studie kurz orientirt zu werden.

---

1) Die 14 Stationen des hl. Kreuzweges nach Compositionen der Malerschule des Klosters Beuron. Mit einleitendem und erklärendem Text von Dr. Paul Keppler. Freiburg, Herder, 1891.

2) Tafeln und Text zusammen in Leinwandmappe 10 Mk., Text apart geb. Mk. 1.20.

Eine Geschichte des Kreuzweges wird naturgemäß von der via dolorosa in Jerusalem auszugehen haben, allein hier erfährt der Forscher gleich zu Beginn seiner Aufgabe, welch schwieriges Terrain er betreten, denn schon der Ausgangspunkt der via crucis ist unsicher und strittig. Es ist nämlich zweifelhaft, ob das Richthaus des Pilatus in die Burg Antonia, an die Nordwestecke der Tempelarea verlegt werden darf, wie dies bei dem heutigen Passionsweg geschieht, oder ob nicht Pilatus damals im herodianischen Prachtpalast an der Nordwestecke des Sion Gericht gehalten (S. 5). Nach Vernehmung der einzelnen Zeugen tritt der Verfasser, und wie mir scheint mit beachtenswerthen Gründen, für erstere Annahme ein, obwohl „die Mehrzahl der Palästinaforscher und auch der Exegeten heutzutage auf die Seite von Sion neigt“ (S. 10). Ist so schon der Ausgangspunkt des Kreuzweges unsicher und unbestimmt, so muß dies selbstverständlich fast noch mehr beim weiteren Verlauf desselben der Fall sein, nur der Endpunkt, Golgotha, ist durchaus gesichert. Die Vorstellung muß somit völlig abgelegt werden, als ob die heutige via dolorosa durchaus identisch wäre mit jenem Schmerzensweg, den der Heiland einst gewandelt. „Das ganze heutige Straßenniveau liegt tief unter dem früheren; der Schutt der Jahrhunderte ist in dieser ganzen Gegend meterhoch aufgehäuft. Der letzte Theil des Kreuzweges, der einst ins Freie führte, ist völlig verändert und verbaut.“ Zwingende historische Beweise können nicht erbracht werden für die topographisch richtige Fixirung der Stationen, abgesehen von der letzten und der ersten, ebensowenig für die Glaubwürdigkeit jener unter die Stationen aufgenommenen Episoden, welche die hl. Schrift nicht berichtet (dreimaliger Fall, die Begegnung mit der Mutter, Veronika S. 12).

So sehr die heiligen Stätten in Jerusalem stetsfort von den allerersten Zeiten an das mit innigster Sehnsucht erstrebte Ziel christlicher Wallfahrer waren, so weiß doch das erste Jahrtausend von der Begehung einer via crucis oder einer Eintheilung derselben in Stationen noch nichts. Die erste Spur örtlich fixirter Haltpunkte findet sich in einer um 1187

neuer Kreuzwege in Kirchen, wie im Freien angefügt. Weiterer Forschung wäre vor allem die sechste Station zu empfehlen. Hier wären auf Grund der bereits vorhandenen Resultate nähere Untersuchungen anzustellen über Entstehung und Ausbildung der Veronika-Legende, sowie namentlich über deren allmählige Verbindung mit dem Kreuzweg. Thun dies katholische Forscher nicht, so geschieht es akatholischerseits.

Manche interessante und für die heutige Kunst im Allgemeinen beherzigenswerthe Gedanken enthält das dritte Kapitel, das die neuen Stationsbilder in der Marienkirche zu Stuttgart behandelt und damit eine Schilderung der Beuroner Malerschule und ihres eigenthümlichen Stiles verbindet, der uns unwillkürlich an das Land der Pharaonen erinnert.[1]) Sein Princip ist Wahrheit und Schönheit, freilich sucht er dies nicht im Geiste heutiger Kunst durch sklavische Nachbildung der Natur, oder ärmliche Wiedergabe von Modellen zu verwirklichen. Nicht die auch noch so minutiöse Nachbildung dieses oder jenes mit dem Sündenelend behafteten Menschen — und solche suchen die heutigen Kunstjünger in möglichst abschreckenden Exemplaren heraus — gibt mir die Wahrheit, hiedurch erreiche ich höchstens die Wirklichkeit. Aufgabe der Kunst kann es nun aber doch nicht sein, uns fortwährend in Schmutz und Elend der Wirklichkeit herumzuzerren, die wir auch ohne Kunst nur zu grell beleuchtet sehen und tagtäglich nur zu schmerzlich zu fühlen bekommen. Aufgabe der Kunst ist es vielmehr, falls sie überhaupt eine gottbegnadete sein will, uns über das Niveau der Alltäglichkeit hinauszuheben, ohne deshalb aber unwahr zu werden. „Realismus und Idealismus schließen sich bloß dann aus, wenn der Idealismus ein nebelhaft verschwommener, oder wenn der Realismus ein gemein äußerlicher und materialistischer ist.“ Wesen und Charakter der Beuroner Malerschule wird in Kürze also zu-

---

1) Hierüber hat Professor Keppler, wie sich die Leser erinnern, auch in einem vielbemerkten Aufsatz dieser Blätter gehandelt: „Die Beuroner Malerschule“, Bd. 106, S. 321 ff. u. 417 ff. (1890).

sammengefaßt: „Wahrheit und Schönheit, Würde und Freiheit, Ernst und Strenge, Einfachheit und Sparsamkeit — das sind die Grundprincipien der Beuroner Kunstschule; die Berechtigung jedes Einzelnen für sich und ihrer Verbindung zu einem Programm wird nicht anfechtbar sein.“ (S 45).

Die Wandbilder in der Marienkirche zu Stuttgart aber, die in dem prächtigen Lichtdruck-Werke nunmehr zur allgemeinen Anschauung und Erbauung vorliegen, sind „unverkennbar das Reifste', was die Schule geschaffen hat“, und wir sagen zum Schlusse mit dem Commentator: „Daß wir den Passionsdarstellungen aus allen christlichen Jahrhunderten, den vielen seit dem 16. Jahrhundert entworfenen Kreuzweg-Compositionen aus neuester Zeit diese Leidensbilder an die Seite stellen können, welche in eminent kirchlichen und monumentalen Stilformen einen so lautern und kräftigen Geist des Glaubens und der Andacht bergen — das gereicht uns zu großer Beruhigung und Freude und läßt uns trotz mancher trauriger Anzeichen und Erfahrungen an der Zukunft der religiösen Kunst nicht verzweifeln“.

Das Gesagte mag genügen, um das Interesse auf obige dankenswerthe Publikation zu lenken, zugleich aber auch zu weiterer Forschung auf diesem Gebiet anzuregen.

LXXVII.

St. Bernhard und seine Heimath.

Eine späte Jubiläumsgabe.

Inmitten des früheren Dukates Burgund liegt seine alte Hauptstadt Dijon. Stolz und gebietend ist ihr Anblick, von kraftbewußter Eigenart und reicher Anmuth, ein schönes Bild charaktervoller Städtepracht des Mittelalters. In ihrem Centrum lagert sich mit vielen Flügeln der Pallast, wo Herzog Philipp Le Hardi und Jean sans peur einst prunkvoll Hof gehalten haben, bis sie bei der Karthause vor der Stadt in Marmorsarkophagen, Wunderwerken an Pracht des Steines und an bildnerischer Zier, zur Ruhe eingegangen sind.[1]) Steigst Du zur luftigen Plattform des Beffroi hinan, so schaust Du auf ein krauses Linienspiel von Spitzdächern und Giebeln nieder, aus dem die Kirchen stattlich ragen, mit Kuppeln überwölbt, oder den schlanken Reiter auf der Vierung, auch von Thurmpaaren stolz flankirt. Der Dom

---

1) Diese (leeren) Sarkophage bilden gegenwärtig einen besonderen Anziehungspunkt der grande salle des Landesmuseums, welches in dem alten Herzogs- und Ständepalast, jetzigen Rathhause, eingerichtet worden ist. — Ueber Dijon, Fontaines, Clairvaux und Cîteaux, die im Folgenden berührt werden, handelte jüngst mit liebevoller Ausführlichkeit der Cistercienser-Pater Bonaventura Stürzer, auf Grund zweimaliger Reisen in den letzten Jahren, in der Monatsschrift: Cistercienser Chronik, herausgegeben von P. Gr. Müller (Mehrerau), Jahrgang 1890 u. 1891.

von St. Benigne [illegible] in voller Größe [illegible]. Er [illegible] in der [illegible] seiner Kirche, um die ein [illegible] [illegible] Säulen [illegible] Schweigen breitet, das Grab des heiligen Benignus der Stadt. Zu Füßen liegt die Notre-Dame [illegible], ein Kleinod der Früh[illegible], kühnen Aufbaues und von edlem Gleichmaß aller Theile, mit strenger, mächtiger Façade, die in dreifacher Arkadenreihe, belebt von originellem Bilderschmuck, zur Höhe aufsteigt. Die neue Hallenkirche St. Michel reckt ihre Front empor, zu zeigen, wie in ihr die Renaissance mit den Formen alter Zeit zu wirkungsvollem Reichthum sich verbindet. Und was hier zu ernster Fülle, hat in der weltlichen Architektur zu heiterer Anmuth sich gestaltet. Doch herrscht in Dijon nicht so sehr das ehrenfeste Bürgerhaus und Kaufgewölbe. Die stolze Schaar der Edelhöfe gibt der Herzogsstadt das eigene Gepräge, wie sie an volkbelebten Gassen oder heimlich stillen Plätzen mit Erker und Altane zierlich keck die Giebel heben: Zeugen vergangener Zeit, da noch die Landesritterschaft mit Geistlichkeit und tiers-état hier zur Berathung niedersaß.

Eine halbe Stunde vor der Stadt erhebt sich in sanfter Steigung aus der Ebene zu mäßiger Höhe der Kegel von Fontaines-lès-Dijon. Merkwürdig gegliederte Formen einer Burg mit stolz aufsteigendem Belfrid krönen seinen Gipfel und schauen über einen schmucken Ort und dessen altersgraues Kirchlein weit ins Land hinaus. Der zweifache Zauber von Naturschönheit und alter, reicher Cultur ruht auf der ganzen Gegend. Es ist ein lachendes, welliges Gelände, aus dem hie und da Bergkuppen in kühnen Linien aufstreben, während rings über die Weite Städte und Dörfer in großer Zahl hingesäet sind. Anmuthig hat steter Fleiß der Menschenhand dem Landschaftsbilde die Farben gemischt. In dem matten Grün der Weingärten um und um reift die köstliche Burgundertraube; goldene Saat wogt auf den Ackerbreiten, von Fruchtbäumen aller Art umhegt; dunkel steht und ernst der

Wald an den Berglehnen. Ein Netz von Kunststraßen überspannt in engen Maschen das Land bis zu den fernen Höhenzügen, welche die Runde malerisch umrahmen. Da grüßen aus Südwest die Häupter des Charollais herauf, näher aus Süden Nuits und Chambertin, die gepriesenen Rebenhügel; westwärts schließt die sanftgeschwungene Kette des Côte-d'Or den Gesichtskreis. Nach Osten schweift das Auge über Saone und Doubs hinaus zu den dämmernden Contouren der Franche-Comté, indeß weit gegen Mitternacht das Bergmassiv um die Quellen der Aube und Marne in bläulichem Dufte verschwimmt.

Aber nicht die entzückende Fernsicht sucht der Wanderer, wenn er nach Fontaines heraufpilgert: der Boden, den sein Fuß betritt, ist heilig. Denn auf dieser gesegneten Höhe hat sich das strahlendste Licht des christlichen Frankreichs entzündet, ist einer der hellsten Sterne am Himmel der Kirche aufgegangen: die Burg Fontaines ist die Wiege des hl. Bernhard von Clairvaux. Hier hat ihn vor nunmehr achthundert Jahren [1]) die selige Aleth aus dem Geschlecht von Montbar dem Edelherrn Tezelin geboren, hier die Keime inniger Frömmigkeit im Herzen des gottgeweihten Lieblingssohnes gepflegt und ihrem Erblühen mit Mutterssorge gewartet. In Châtillon-sur-Seine, dem Orte seiner Studien, wird Bernhard dann zum Ordensstande berufen und zieht alsbald — eine erste Offenbarung seiner wunderbaren Gewalt über die Menschenherzen — auch Brüder, Verwandte und Freunde, dreißig an der Zahl, zu gleicher Erwählung nach sich. Das weltferne Cistercium, wo seit Jahren in Niedrigkeit und Noth Mönche von der strengen Regel St. Benedikts im Forste siedeln, ist das Ziel ihrer Sehnsucht. Als die Zeit des Abschiedes gekommen, sind sechs Söhne Tezelins zum letzten Mal in farbiger Tracht und ritterlicher Wehr nach Fontaines

1) Der Heilige ist im Jahre 1091 geboren, der Tag seiner Geburt dagegen nicht überliefert.

öffnet ihm die Herzen, wo das Ohr dem Laut der fremden Zunge sich verschließt. „Gleich einem der Zwölfboten und Propheten ist er von allem Volk in Gallien und Germanien gehalten.“ [1]) Nicht minder in der ewigen Roma, in der apulischen Südmark, in der Lombardei, wohin er nur die Schritte richtet. Denn heiliger Zauber geht von seinem Wesen aus. Der Dufthauch „geistiger Verklärung ruht auf der zarten Leiblichkeit; von Himmelsklarheit wird sein Antlitz wie durchleuchtet, und Taubeneinfalt blickt aus Engelsaugen“. [2]) Demuth umwallt ihn wie ein Kleid, der Friede wandelt vor ihm her, und Wunder sind sein königlich Gefolge. Die Herrschaft aber thront auf seinen Lippen: „Ein Prediger von solcher Kraft und Anmuth ist in der Kirche nicht erstanden seit den Tagen Papst Gregor's des Großen“. [3]) „Wie Milch und Honig fließt das Wort von seinem Munde“, [4]) um „schärfer doch als Schwertesschneide zum Sitz des Lebens vorzudringen“. [5]) Dem lauteren Feuer gleich durchglüht es edle Seelen, indeß, was niedrig, sich verzehrt. So läßt der Prinz von Frankreich seine Bischofsmitra, will als Noviz dem Abt zu Füßen sitzen; Heinrich von Staufen legt die Tartsche nieder, um Gottesstreiter in Clairvaux zu werden, dieweil die fratres de militia templi im „Lob der neuen Ritterschaft“ [6]) erblühen. Doch Abälard erliegt, der Communist von Brescia sucht zagend ein Versteck, und Mailand selbst, der stolze Kaisertrutz, beugt das zum Schisma aufgebäumte Haupt. Das Herz der deutschen Könige liegt in Bernhard's Hand zu Lüttich wie zu Speyer; er gibt der

---

1) Ottonis Frising. gesta Friderici imperatoris, lib. 1, cap. 35.
2) Vita Bernardi, lib. 3, cap. 1.
3) Wibaldi Stabulensis epistola ad Manegoldum; Abt Wibald hatte den Heiligen zu Frankfurt sprechen hören.
4) Vita Bernardi, lib. 3, cap. 3.
5) Gerhohi Reichersbergensis epistola ad Bernardum.
6) Bernhards Traktat: De laude novae militiae ad milites templi.

ꝛ mit erhobenen Händen für das Gottesthal zu seinen ßen den alten seligen Frieden zu erbitten scheint. — D o ch ottesfriede wohnt nicht mehr in Claravallis· floh das Thal hinauf durch Wiesengrund in menschen= le Wälder, die nur der klare Bach durchmurmelt, der gelruf durchtönt und ferner Glocken Aveläuten. Dort bt er noch um die St. Bernhard=Quelle, die schon dem iligen Erquickung bot, und deß' zum Angedenken vormals hr für Jahr die Mönche in der frohen Osterzeit: Regina eli in die Berge sangen.[1]) Jedoch der Mönche frommer echselchor, der in der Mitternacht den Horenkreis begann, ein süßer Trostgedanke König Philipp einst in Seesturm= then[2]) — ist nun zu Claravallis längst verstummt. Ein deres Geschlecht wohnt in den Klosterhallen, das strenge gel zwar gleich jenen bindet, nur daß nicht Gottesliebe, idern Menschenzwang die Freiheit ihm in harte Fesseln lug. Die hohe Stiftung Bernhard's ist zum Zuchthaus rden, und wilder Fluch erschallt, wo einst das Benedicite.[3])

1) Das Thal von Clairvaux gabelt sich gleich oberhalb des Klosters in den „vallon de S. Bernard“ und das Thälchen von Arconville. In ersterem sprudelt die „fontaine de S. Bernard“ etwa dreiviertel Stunden oberhalb Clairvaux in tiefster Waldeinsamkeit. Hohe Fichten, die in das umgebende Laubholz eingesprengt sind, umschatten den Ort an der Bergwand, wo das klare Quellwasser in vier Oeffnungen aus dem Boden sprudelt. Ueber dem Quell ist ein Gewölbe geschlagen, auf dessen Spitze ein Steinkreuz steht, während unter dem Bogen ein Standbild des Heiligen angebracht ist. Alles athmet hier Ruhe und unberührten Frieden. Die gedachte Feier erfolgte am Dienstag nach Quasi modogeniti, und altem Gebrauche zufolge wurden während des Gesanges schlichte Holzkreuze in das Wasser getaucht. S. M a r t è n e et D u r a n d, voyage littéraire de deux bénédictins II, 98 suivv. Noch heute ist die Stätte bei dem Landvolk der Umgegend in Verehrung.

2) Guillelmi Britonis Philippidos lib. 4, 44; vgl. M o n t a l e m b e r t, les moines d'Occident, T. I, LVI.

3) Clairvaux als: Maison centrale de détention et de correction umfaßt 1500 Sträflinge.

über sie den Thau des Wortes Gottes aus, bis plötzlich Sturmesruf von allen Seiten losbrach: Die Kreuze her, die Kreuze uns zum Gottesstreite!“ [1]) Wohl hat der Kreuzeskampf jetzt andere Formen angenommen, doch seine Gnaden sind der Christenheit geblieben. Was einst der Pilger sich im heiligen Lande um höchsten Einsatz ritterlich errang, den Nachlaß aller Sündenstrafen, magst Du, mit Gott im Sacrament vereinigt, auf müheloser Pilgerfahrt gewinnen. So wird am Schluß der hl. Messe aus päpstlichem Indulte ein vollkommener Ablaß den Gläubigen feierlich verkündigt. — Zur Terz erklingt die Höhe vom Gesang der Vesper. In polyphoner Figurirung jubelt das Magnificat; Salve regina fleht mit Inbrunst der Choral in den getragenen Weisen von La Trappe. Der Erzbischof Lecot, fern von den Ufern der Garonne, erhebt darauf mit neuem Lobe Bernhard's Heiligkeit. Und: Tu es Petrus, setzt der Chor mit Haller's grandiosem Tongedichte ein, denn wahre Heiligkeit entsprießt allein der wahren Kirche, die auf den Felsenmann gegründet ist. Sie birgt, die hehre Gottesstadt, den Urquell aller Heiligkeit und Gnade in dem geheimnißvollen Sacrament der Liebe, darin Gott selbst den Menschen sich vermählt. So fällt zuletzt die ungeheure Christenschaar anbetend vor ihm nieder, da er in der Monstranz erhoben wird, um alle Welt zu segnen. — Der lichte Tag geht nun zur Ruhe. Schon ziehen die ersten Sterne auf die Wacht, als Fontaines sich mit wunderreichem Schmucke kleidet. Aus allen Falten seines grünen Festgewandes blitzt Kerzenschein und der Windlichter buntes Leuchten, wie wenn Brillanten durch Smaragde schimmern. In unabsehbarem Gewoge steigt bald ein Fackelzug zum Kloster auf, lumen requirens lumine. Denn mit einem Male schießen auch an der Burg, vom Fundament zum Belfrid, die Strahlenlinien farbenprächtig

1) Odo de Diogilo, de Ludovici VII. profectione in Orientem, lib. 1.

LXXIX.

„Rembrandt als Erzieher."

Zur 37. Auflage nocheinmal. [1])

Ganz besondere Gründe rechtfertigen es, wenn wir entgegen dem Grundsatz: ne bis in idem noch einmal in diesen Blättern auf eine literarische Erscheinung zu sprechen kommen, über welche wir schon eingehend Bericht erstattet haben (Bd. 106, S. 266—288). Das Buch, welches vor uns liegt, hat seit unserer Besprechung der 12. Auflage nicht weniger als weitere 25 erlebt; sodann aber ist die letzte Auflage um 30 inhaltsreiche Seiten vermehrt und nach einer Richtung hin verbessert und geklärt, welche das volle Interesse der Leser unserer Blätter wecken muß.

Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen. Siebenunddreißigste Auflage. Leipzig, Hirschfeld 1891. Die Zahl der Auflagen ist für sich schon ein Ereigniß. Oder am Ende doch nichts, als ein gelungener Coup der Reklame? Sicher nicht. Das Buch, welches einsam als Sonderling seinen Weg antrat durch die heutige Welt, hat jetzt ein großes Heergefolge von Freunden und Verehrern, aber noch viel zahlreicher ist die Schaar seiner scharfen Kritiker und erbitterten Gegner, der Spötter und Verächter. Nein, es gehört nicht zu den Büchern, in welchen der Zeit-

---

1) Inzwischen ist bereits die achtunddreißigste Auflage des Buches erschienen. Anm. d. Red.

[illegible] Ihre Verurtheilung ist [illegible], im [illegible] Sinne des Wortes [illegible] [illegible]. Schluß und Berichtigung. Von dieser Zeitschrift herab hält der Verfasser ein Gericht über die [illegible] Gebrechen der modernen Welt, wie schon lange keines mehr über sie ergangen, ein Gericht [illegible] [illegible], weil es nicht auf Grund des von einer [illegible] [illegible] [illegible] Standpunktes und nicht von dem [illegible] der Kirche [illegible] sondern auf dem Boden der Welt selbst abgehalten wird, auf Grund eines [illegible], den sie sich nicht [illegible] können. Ein Gewitter ist mit diesem Buch niedergegangen über die moderne Gesellschaft, nicht aus dem [illegible] Himmel, dessen Blitze und Donner die verkommene Generation zu verlachen sich gewöhnt hat, sondern aus der unmittelbar über ihr selbst liegenden Atmosphäre. Hier wird der [illegible] der Kunst [illegible] [illegible] eingerissen, der in Deutschland eingedrungene Judaismus in seiner [illegible] Schlechtigkeit aufgedeckt, der [illegible] [illegible] der [illegible] Kleingeistigkeit in [illegible] [illegible] [illegible], besonders der [illegible] [illegible]. Der [illegible] Liberalismus, der so lange alles beherrscht hatte und mit welchem die [illegible] in der letzten Zeit auf dem Boden des politischen Lebens so ungeheuer [illegible] und gründlich abrechnete, wird hier aus seinen letzten Schlupfwinkeln herausgetrieben. Die [illegible] Bildung mit ihrer [illegible], Herz[illegible], [illegible] und Seelenfeindlichkeit wird als [illegible] Unglück erwiesen.

Darin liegt die [illegible] Kraft und die sittliche Mission dieses Buches, und deswegen kann man sich freuen über seine Verbreitung; denn es ist [illegible] nicht anders möglich, als daß von ihm aus ein [illegible] Impuls auch in Schichten dringt, welche das Christenthum und die göttliche Predigt nicht mehr zu erreichen vermag. Die Wege göttlicher Pädagogik sind ungemein mannigfaltige: sie hat wohl dem heutigen Geschlechte in diesem Buche einen „Pädagogen auf Christus

um seine Auferstehung zu feiern in einem andern, [illegible] einfacher, kindlicher, wirksamer sein wird, weil es [illegible] ist im vollen Sinn. Und in ihm selbst wird der [illegible] sterben müssen, der bis jetzt seine Persönlichkeit zu beherrscht und zu ausschließlich das Wort geführt hat, [illegible] der Christ auferstehen kann; der Deutsche wird in ihm [illegible] müssen, damit der Mensch auferstehen kann; Remb wird in ihm sterben müssen, damit Christus in ihm [illegible] annehmen kann. Dieser Sterbeproceß hat, vielleicht selbst unbewußt, schon seinen Anfang genommen. Mi ungestört verlaufen und zu „fröhlicher Urständ" fü

Wir sollen nach der Mahnung des Herrn (Matth. auf das Zeichen der Zeit wohl achten, damit wir zwar Bescheid wissen über die Zeichen am Himmel, unvermögend seien, die Zeichen der Zeit zu deuten Buch ist ein Zeichen der Zeit, aus welchem wir lernen können; wenn uns nicht alles trügt, keines v trüben und düstern, sondern ein Zeichen, das eine mit muth gemischte Freude einflößt. Denn es ist ein B daß auch in der heutigen Welt die anima naturaliter c ana et catholica nicht verstummt ist und der Logos matikos nicht fehlt; er muß die Anknüpfungspunkte fc für das Gnadenwirken des unsichtbaren Logos vom Hi herab und für das Wirken seiner sichtbaren Kirche und menschlichen Organe auf Erden.

hat sich bekanntlich, in gebührender Vorsicht, [illegible] Staatspapiere während der letzten Jahre möglichst im Halse geschafft; Paris hat dieselben mit Jubel aufgenommen. Die Franzosen glaubten ihre vaterländische Gesinnung im Ankauf russischer Papiere bekräftigen zu müssen. Bank- und Börsenleute haben die Stimmung benützt und ein gutes Geschäft gemacht, auch die Presse reichlich bezahlt, damit sie die russischen Papiere gehörig anpreise. Frankreich hat einige Milliarden russischer Papiere gekauft haben. Nun jetzt scheint die Sache nicht mehr recht gehen zu wollen. Die letzte russische Anleihen von 500 Mill. Franken fand weder in Berlin, noch in Amsterdam und London Anklang; in Paris dagegen wurde es sieben und einhalbmal überzeichnet. Jedoch nur durch die Unternehmer, das Publikum biß nicht darauf an. Die Unternehmer mußten, um das neue Papier zu empfehlen, den Preis aller Russenpapiere hinauftreiben. Dies benützte Rußland, um in Paris eine Menge von Titeln loszuschlagen. Um den Preis zu halten, mußten daher die Unternehmer schwere Opfer bringen, für welche kaum jemals auf Ersatz zu hoffen sein wird. Denn Rußland treibt eher einem wirthschaftlichen Zusammenbruch entgegen, als daß es auf einen Aufschwung hoffen dürfte. Den Pariser Markt hat es sich jetzt gründlich verdorben, so daß man sich heute fragen darf, wo in aller Welt ein neues russisches Anleihen unterzubringen wäre.

Trotzdem beherrscht das Verhältniß zu Rußland die gesammte innere und auswärtige Lage Frankreichs. Es sieht hier jetzt Alles auf dem Standpunkt Deroulède's, welcher bei jeglichem Anlaß den großen Trumpf ausspielt: „Was wird Rußland hiezu sagen?“ Die nahestehende Presse hat sofort unternommen, den Beweis zu führen, das russische Bündniß könne nur bestehen bleiben und Früchte tragen, wenn auch das Ministerium unabänderlich am Ruder bleibe. Dies wäre also die Herrschaft der Opportunisten zur Staatsgrundlage erhoben aus Rücksicht auf Rußland. Den Ra-

und politische Nihilisten, wie z. B. die Jungczechen, näher als die staatstreuen Elemente der Conservativen. Hr. v. Plener und seine Gesinnungsgenossen wollen nicht „Mitarbeiter", sondern Alleinherrscher sein: höchstens möchten sie noch ein Abkommen mit den liberalisirenden Polen treffen, weil sie deren Stimmen zur Erlangung der numerischen Majorität benöthigen.

Die Polen sind aber klug genug, um ein Bündniß zu scheuen, bei welchem sie unter Preisgebung ihrer erprobten conservativen Bundesfreunde in eine Genossenschaft treten würden, in der sie die offenbare abhängige Minorität bilden müßten. Der heutige Zustand ist den Polen weit günstiger; denn zwischen den Conservativen und den Deutsch-Liberalen stehend, sind sie das vielumworbene, oft ausschlaggebende „Zünglein" an der parlamentarischen Wage.

Die deutsch-liberale Presse ist sichtlich bemüht, den Grafen Taaffe für die „Linke" günstig zu stimmen, und die Männer dieser einstigen Oppositionspartei haben zu wiederholtenmalen dem Ministerpräsidenten ziemlich unverblümt zu verstehen gegeben, daß sie „zu haben" wären. Aber Graf Taaffe zeigt hiezu wenig Geneigtheit. Er wünscht zwar ernstlich eine Verständigung und Vereinbarung der drei großen Parlamentsgruppen, damit die legislatorischen Reformarbeiten einen rascheren Gang annehmen und weniger unfruchtbare Parteidebatten in und außer dem Hause stattfinden; ebenso hat der Ministerpräsident erst jüngst durch den Mund des Unterrichtsministers Baron Gautsch den Deutsch-Liberalen einige angenehme Eröffnungen machen lassen: aber von einem „Bündniß" mit dieser deutsch-liberalen „Linken" unter Abstoßung der conservativen Elemente des Hohenwart- und des Polen-Clubs mag und will Graf Taaffe nichts wissen. Jeder Vorstoß des Hrn. v. Plener, so auch der jüngste mit dem Antrag über die Steuererleichterung des „kleinen Mannes", bleibt in dieser Richtung erfolglos. Der Ministerpräsident hat für solche Werbungen kein Gehör und er bleibt eben dadurch Herr des Parlaments.

haben und im Namen und Auftrag der Krone den großen Interessen des Staates und den berechtigten Ansprüchen der Einzelnen ohne Unterschied der Partei und Nation dienen: so üben sie eine österreichische Politik, welcher jeder aufrichtige Oesterreicher seine Zustimmung und Mitwirkung leihen wird.

LXXXII.

Historische Miscellen.

1. Dominikanerbriefe des 13. Jahrhunderts. [1]

„Dem Bergstrom gleich, der stürzt aus Felsenthoren", breitete sich der Orden jenes Heiligen, den Dante im 11. Paradiesgesange „edler Weisheit voll. im Abglanz der Cherubim, der hochgemuthen" schaut, allüberall in allen christlichen Landen aus, und Deutschlands Gaue waren nicht die letzten, in welchen der neue Orden in rasche Aufnahme kam. Und doch, wie spärlich fließen nicht die Quellen, aus denen wir genaue Kunde schöpfen könnten über die erste Zeit der deutschen Dominikanerordensprovinz. Mit großer Freude begrüßen wir daher die von Dr. Finke zum ersten Male herausgegebenen Dominikanerbriefe aus dem 13. Jahrhundert. Die aus dem Dominikanerkloster in Soest stammende Handschrift befindet sich jetzt in der kgl. Bibliothek in Berlin.[2] Sie ist ein Formel- und Brief-

1) Ungedruckte Dominikanerbriefe des 13. Jahrhunderts von Dr. Heinrich Finke. Paderborn, Schöningh. 1891. IV. 171 S.

2) Msc. Theol. Lat. Oct. 109.

buch der Dominikaner der „provincia Theutonie“ in originaler Fassung (d. h. die Eintragungen der Abschriften und Concepte der einzelnen Briefe erfolgte der Zeit ihrer Entstehung gemäß nach und nach und von mehreren Händen) aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts (1264—94) und war gewissermaßen das Registerbuch des Provinzialpriors.

Gar mannigfaltig ist der Inhalt der einzelnen Briefe und reiches Licht werfen sie auf alle möglichen Verhältnisse: auf das Leben des neuen Ordens und sein Wirken, auf die Klostergründungen und Kämpfe mit der Außenwelt, die Handhabung der Zucht und die Förderung der Wissenschaft. Persönlichkeiten, über die bisher nur einige biographische Daten bekannt waren, treten hier uns menschlich näher. Die verschiedenen geistlichen und weltlichen Großen Deutschlands, welche dem neuen Orden fördernd zur Seite standen, lernen wir kennen, vorab fällt helles Licht auf Rudolf von Habsburg, den großen Gönner der Dominikaner. Welche Freude spricht z. B. nicht aus jeder Zeile des Schreibens, worin der Provinzial Ulrich seinen Ordensbrüdern über die Wahl Rudolfs zum römischen König berichtet, daß sie nunmehr vorbei die kaiserlose, die schreckliche Zeit; schon zeige sich der Erfolg seines am Wahlorte gegebenen Versprechens, ein Hort des Friedens sein zu wollen, denn schon decket Rost das rastende Schwert, während hell wiederum erschimmert die Pflugschar und die Erde ihren alten Bebauern neue Früchte beut. (Ep. 59.)

Von besonderem Werthe ist die Sammlung durch ihren allgemeinen Charakter. Wohl fällt der Löwenantheil dem Südwesten Deutschlands (Schwaben, Schweiz, Elsaß) zu, aber auch fast alle übrigen Gebiete des alten Deutschlands (Bayern, Oesterreich, Sachsen, Holland, Friesland) sind mehr oder weniger vertreten. Wir müssen es uns hier versagen auf den Gewinn, den die allgemeine Reichs-, Kirchen- und Culturgeschichte (alchymistische Bestrebungen, Judengeschichte) aus dieser Edition ziehen kann, näher einzugehen. Möchte obige Publikation doch da und dort dazu anregen, in den Archiven nach ähnlichen Briefsammlungen zu recherchiren, die Mühe wäre sicher nicht vergebens.